

Die
KOLPINGSFAMILIE WURZACH

veranstaltet im Halbjahr 1946/47 eine

Vortragssreihe
über

Kirchliche Heimatgeschichte

P. Dr. Reinhard Kempter S.D.S.

vom Salvatorkolleg (Humanistisches Gymnasium) wird über folgende Themen sprechen:

1. Alpgau und Nibelgau zur Zeit der Einführung und Aufrichtung des Christentums (Oktober)
2. »Papsttreu oder kaisertreu« – Die Hirsauerbewegung und der Investiturstreit in Oberschwaben (November)
3. Von Gottesdienst, Volksfrömmigkeit und Kirchenregiment in alter Zeit (Dezember)
4. Die Reformation im Allgäu (Januar)
5. Recht und Unrecht im Allgäuer Bauernkrieg (Februar)
6. »Vor Pest, Hunger und Krieg« – Das Allgäu im Dreißigjährigen Krieg (März)
7. Von Wurzacher Pfarrherrn durch 7 Jahrhunderte (April) *7. u. 8.*
8. Die neue Stadtpfarrkirche – baugeschichtliche und kunstgeschichtliche Erklärung (Mai) *liegen*
9. »Neue Zeit und Alter Glaube« – Der Kampf des katholischen Volkes in Oberschwaben gegen die Aufklärung (Juni) *bei!*

Die Vorträge finden jeweils am 2. Mittwoch eines jeden Monats im Saal des Kath. Gemeindehauses statt.

Erster Vortrag: Mittwoch 9. Oktober

Alle christlichen Männer und Jungmänner

der Stadt und Umgebung werden herzlich zum Besuch dieser Veranstaltung eingeladen. Aus den großen und schweren Zeiten der Vergangenheit schöpfen wir die Kraft zur christlichen Neugestaltung unserer Heimat.

Kath. Gesellenverein Wurzach
gez. P. Dr. Reinhard Kempter
Präses

Kath. Stadtpfarrgemeinde Wurzach
gez. J. A. Kohler
Stadtpfarrer

P. Michael Overmann SDS

(Herausgeber)

P. Reinhard Kempter SDS

KIRCHLICHE HEIMATGESCHICHTE



Vortragsreihe für die Kolpingsfamilie Bad Wurzach 1946-47

München

2018

KEMPTER, Reinhard:
Kirchliche Heimatgeschichte

Herausgeber:

P. Michael Overmann SDS

Archiv der Deutschen Provinz der Salvatorianer,
Agnes-Bernauer-Straße 181, 80687 München.

Ausgabe: München, 2018

Die Vortragsreihe wird nur als pdf-Dokument bereitgestellt.

Es ist Band 7 der archivarisch-salvatorianischen Reihe: DAS.

Kirchliche Heimatgeschichte

INHALT:

Inhalt	3
Vorwort	5
1. Alpgau und Nibelgau zur Zeit der Einführung und Aufrichtung des Christentums (<i>9. Oktober 1946</i>)	9
2. „Papsttreu oder kaisertreu“ – Die Hirsauerbewegung und der Investiturstreit in Oberschwaben (<i>November 1946</i>)	24
3. Von Gottesdienst, Volksfrömmigkeit und Kirchenregiment in alter Zeit (<i>Dezember 1946</i>)	39
4. Die Reformation im Allgäu (<i>Januar 1947</i>)	56
5. Recht und Unrecht im Allgäuer Bauernkrieg (<i>Februar 1947</i>)	70
6. „Vor Pest, Hunger und Krieg“ – Das Allgäu im Dreißigjährigen Krieg (<i>März 1947</i>)	89
7. Von Wurzacher Pfarrherrn durch sieben Jahrhunderte (<i>April 1947</i>)	109
8. Die neue Stadtpfarrkirche - Baugeschichtliche und kunstgeschichtliche Erklärung (<i>Mai 1947</i>)	129
9. „Neue Zeit und Alter Glaube“ – der Kampf des katholischen Volkes in Oberschwaben gegen die Aufklärung (<i>Juni 1947</i>)	146
Literaturnachweis:	164

* * *

VORWORT:

Lieber Leser, liebe Leserin!

Als P. Dr. Reinhard Kempfer SDS am 29. Juni 1956 in Bad Wurzach plötzlich aus dem Leben gerissen wurde, hinterließ er u. a. die Ergebnisse seines akademischen, genauer seines historischen Wirkens und Wissens. Die Bearbeitung seines Nachlasses zeigte nun, dass viele Arbeiten, darunter besonders Artikel- und Buchveröffentlichungen sowie die getippten Manuskripte seiner Predigten und Vorträge gut erhalten sind.

Dieses Material ist nun archivarisches geordnet und in das Münchener Provinzarchiv verbracht worden und steht für historische Nachforschungen zur Verfügung. Da einige dieser Arbeiten noch heute von Interesse sein dürften, sind sie doch, solide erarbeitet und erzählt, eine reichhaltige Quelle historischen Wissens, stellen wir hiermit in digitaler Form seine „*Kirchliche Heimatgeschichte*“ vor.

Alle neun Vorträge, gehalten in Bad Wurzach in den Jahren 1946 und 1947, sind komplett. Bei der digitalen Wiedergabe ist zu beachten:

- Offensichtliche Schreib- oder Tippfehler wurden direkt verbessert.
- Alles wurde der heutigen Schreibweise angepasst, so z. B. (1) daß = dass und muß = muss, (2) das sogenannte ‚Dativ-e‘ wurde weggelassen.
- Alle Angaben und Verweise, die der Autor direkt im Text notiert hatte, sind jetzt in den Fußnoten zu finden; Kurzformen beziehen sich auf das Literaturverzeichnis am Schluss.
- Im Textverlauf wurden die Seitenwechsel des Originals in folgender Form wiedergegeben: ||02||.
- Ergänzungen und Erklärungen des Herausgebers wurden in eckige Klammern gestellt.

Möge die Arbeit, die P. Reinhard Kempfer geleistet hat, auch heute noch auf Interesse stoßen bzw. von Nutzen sein.

München, den 2. Februar 2018

P. Michael Overmann SDS

– Provinzarchivar –

1. Vortrag:

ALPGAU UND NIBELGAU ZUR ZEIT DER EINFÜHRUNG UND AUFRICHTUNG DES CHRISTENTUMS

Die Gegenstände, über die wir in den kommenden Monaten sprechen, sind der Vergangenheit entnommen. Aber sie sind im höchsten Sinn gegenwartsnah und für uns bedeutsam, und das aus einem doppelten Grund. Einmal handelt es sich um die unvergängliche Wirklichkeit der christlichen Glaubenswelt, vor der wir uns ebenso entscheiden müssen wie jede Generation vor uns. Und zum zweiten erstehen vor unseren Augen die Menschen der Vorzeit und näherhin die Menschen unserer Heimat - Menschen wie wir, trotz gesteigerter Zivilisation und aller Fortschritte der Technik. Gott bleibt Gott und der Mensch bleibt der Mensch. Was Gott für die Menschen getan hat und wie der Mensch und die Gesellschaft und ein Volk seine Aufgabe vor dem Herrgott leistet, das zu erkennen, darum sich zu mühen, das zu verwirklichen ist im eigentlichsten Sinn – Religion. Das ist auch uns anheimgegeben in den dunklen Stunden der Gegenwart. Die vor uns waren, haben sich bewährt und [besser: oder] haben versagt in der Bewältigung dieser höchsten Aufgabe. An wieviel teuer erkaufte Lehren, an wieviel Ermutigung und Wegweisung gingen wir vorüber, wollten wir nicht gerade heute die christliche Vergangenheit unseres Volkes zu uns sprechen lassen.

Von selbst richtet sich nun in dieser ersten Abendstunde unser Blick zurück in jene fernen Jahrhunderte, da der Christusglaube seinen Einzug in unsere Heimat hielt. Ein Ehrenmann wird niemals sein Vorleben, seine Herkunft, seine Ahnen verleugnen wollen. Ein Volk, das auf seine Art, seine Vergangenheit, seine Vorfahren stolz ist und sein darf – und wir dürfen es! –, wird nach anderthalb Jahrtausenden christlicher, großer Geschichte immer wieder sich als Erstes fragen müssen: Wie war es eigentlich mit jener ersten Begegnung, was hat unser Volk in den Frühtagen seiner Geschichte im Christenglauben gesehen, wie hat es ihn aufgenommen und wie hat es ihn erlebt? Diese Frage soll uns heute beschäftigen.

Eine große deutsche Dichterin der Gegenwart, Gertrud von Le Fort, hat in ihren „*Hymnen an Deutschland*“ in urgewaltigen Bildern diese Be-

gegnung des germanischen Volkes mit Christus geschildert: Wie da die Völker des Nordens in den Tagen der Völkerwanderung aufbrechen, dem Süden zu, Raum zu erobern, und wie ihnen da als ||02|| bestimmendes Schicksal für immer entgegentrat – Christus, sein Kelch, sein Reich, dessen Schirmer sie werden sollten:

*„Weltgewaltiges Volk, aus wandernden Tagen
Der wandernden Völker
Brachst du sturmhaft auf, Schnee in den Haaren,
Den vom Winde gekämmten,
Und unter dem Frost deiner Schwerter
Noch die wogende Wildnis -
So beehrtest du von der Sonne
R a u m als Pokal deiner Kraft:
und er ward dir - als K e l c h.
Du folgstest
Nordher dem eignen Gestirn,
Aber von ewigher zog dir entgegen
Der S t e r n eines a n d e r n,
Und ewig
Fielst du ihm heim.“*

In unvergleichlicher Kürze und erschöpfender Deutlichkeit zugleich hat damit die Dichterin alle entscheidenden Vorgänge jener Tage zum Ausdruck gebracht: Die gewaltige Völkerbewegung vor der Christianisierung, das Ergreifende und Gnadenhaft-Übernatürliche der Glaubensübernahme selbst, und das Schicksalhaft-Bestimmende für die Folgezeit.

I.

Fragen wir uns zuerst: Was war geschehen und wie sah es aus in unserer engeren Heimat bis zum 5. und 6. Jahrhundert n. Chr., als die Christianisierung begann? Es ist ein bewegtes Bild, bei dem wir uns indes nicht zu sehr verweilen wollen.

Wir wissen, dass in den zurückliegenden Jahrzehntausenden viermal die Alpengletscher in den sog. vier Eiszeiten Oberschwaben überzogen und jedesmal in den wärmeren Zwischeneiszeiten wieder zurückwanderten. In der letzten Zwischeneiszeit, etwa 50.000 v. Chr., tritt bereits auch in unserer Gegend der Mensch auf. Er hat die letzte Eiszeit überlebt, in der primitiven Form des umherschweifenden Jägers. Nach der Eiszeit,

als die Gletscher zurückgegangen und das Land bewohnbar geworden war, besiedelte sich unser Oberland vom Bodensee und von der Alb her dichter. Im Jahr 1930 sind auf den Terrassen in der Gegend von Zeil Spuren ganzer Dörfer nachgewiesen worden. Das Aitrachhochtal muss also schon sehr dicht bevölkert gewesen sein. Freilich, den größten Teil unserer hiesigen Umgebung und das Allgäu hinauf müssen wir uns bis in die Zeit der Franken hinein als dicht bewaldet und kaum besiedelt vorstellen (das ganze südliche Oberschwaben). ||03||

Von Süden und Südosten her wird unsere nördliche Bevölkerung mit dem Ackerbau vertraut gemacht, zuvor schon hat der Mensch mit der Heranzucht von Haustieren und Nutzpflanzen begonnen, Knochen- und Steinwerkzeuge werden immer vollkommener, der Mensch wird sesshaft, baut sich Wohnstätten, erst Pfahlbauten im seeigen und sumpfigen Gelände, dann immer festere Hütten. Was es für Menschen und Rassen waren, die sich da im Verlauf der mittleren und jüngeren Steinzeit auf unserem Boden herausbildeten, darüber kann auch die Wissenschaft der Vorgeschichte nur mehr oder weniger sichere Vermutungen aussprechen. Es scheint gesichert zu sein, dass zunächst auch hier ein nicht nordischer Menschenschlag – mittelmeerländisch oder westeuropäisch – ansässig war. Erst in der Zeit des Übergangs von der Steinzeit zur Bronzezeit, etwa um 2.000 v. Chr., heben sich langsam die Sprach- und Völkergruppen der großen indogermanischen Völkerfamilie ab, die von Mitteldeutschland her (ob sie dort zu Hause sind, darüber wird noch gestritten) nacheinander den Weg nach dem Süden suchten. Vor allem waren es drei Völker, die nacheinander als indogermanische Welle Süddeutschland und die Alpenländer und weit darüber hinaus große Gebiete sich eroberten. Von etwa 1.200 bis 400 v. Chr. waren es die Illyrer, die sich bis Südwestdeutschland und die Ostschweiz erstreckten und von denen der Bodensee noch seinen alten Namen ‚Lacus Venetus‘ hat, dann – bereits in der Eisenzeit (seit 800) – beginnt die große Zeit der Kelten, deren Kerngebiet Ost- und Mittelfrankreich und Süddeutschland war und deren Eroberungszüge in der Zeit von 400 bis etwa 50 v. Chr. sie nach Spanien, Italien, Schlesien, Galizien, Ukraine, Balkanländer, ja bis Kleinasien führte. Alle diese Indogermanenvölker hatten ja nacheinander das „Stadium ihrer höchsten Kraft“ entfaltet und schon in früher Zeit die Schillersche Erkenntnis bewahrheitet:

*„Jedem Volk der Erde glänzt
einst sein Tag in der Geschichte,
wo es strahlt im höchsten Lichte
und mit hohem Ruhm sich kränzte.“* (Sch.W., IX, 205)

Diese Kelten – in unserer Gegend Vindeliker genannt – bildeten etwa 800 Jahre hindurch den Grundbestand der Bevölkerung, hohe, blauäugige, weißhäutige Menschen, wie wir sie heute noch in Irland, bei den Hochschotten, Walisern und Bretagnern antreffen. Von dieser langen Keltenezeit sprechen heute noch zu uns Berg- und Fluss- und Ortsnamen. Neckar, Tauber, Mindel, Isar, Aigen sind lauter Namen, die wir aus dem Keltischen erklären können. Campodunum (= Kempten) war die Stadt der Estionen, Brigantium (= Bregenz) die der Brigantier. Städte, Burgen, Ringwälle, Hochäcker und Grabhügel zeugen heute noch von der Keltenezeit. Im Jahre 58 vor Christus schlägt ||04|| Caesar die Helvetier, die von Süddeutschland aus in die Schweiz eingedrungen waren und von dort in Gallien (Frankreich) einfielen, zurück. Seitdem geht es mit der Keltenezeit abwärts. Rom greift vom Süden her an, das Volk der Germanen, besonders die Sueben, von Norden und Osten. Im Jahre 15 n. Chr. wird Vindelicien durch den römischen Feldherrn Drusus vom Bodensee her, wo er auf der Insel Mainau sein Hauptquartier hatte, erobert und zur römischen Provinz Raetia geschlagen. Ein hartes Los traf die Besiegten: Die waffenfähigen Leute wurden verschleppt, römische Veteranen und italienische [besser: italienische] Zuwanderer bekamen das Land zugeteilt, das Staatseigentum geworden war (alte Geschichten! Vae victis!). Während das heutige Württemberg nördlich der Donau zum unsicheren Decumatenland (Zehn-Land, nicht Zehntland!) gehörte, war Oberschwaben für die kommenden Jahrhunderte fester römischer Besitz geworden. Aus dieser Zeit stammen die Römerstraßen von Bregenz über Heimenkirch nach Kempten, von Bregenz nach Leutkirch, von Tuttlingen über Mengen nach Rißtissen u.a. Römische Münzen wurden gefunden in Leutkirch, Aichstetten, Zeil, bei Isny und Bolsternang. In Burkwang bei Isny lässt sich das Römerkastell Vermania nachweisen – mit dem Blick in's weite Allgäu hinein! Urlaun ist ein römisches Aurelianum gewesen! Für uns sind diese Feststellungen wichtig, weil Süd-Oberschwaben erst im 5. Jahrhundert von den Alamannen erobert wurde, also sicher nach Konstantin (313) von christlichen Beamten verwaltet wurde (worauf Konstantin sehr sah!). Dazu kam, dass nach römischen Grundsätzen die Einheimischen

weit entfernt als Hilfstruppen zu dienen hatten, bei uns dagegen Legionen aus bereits christlichen Ländern standen. Hier ergaben sich für die draußen und die daheim die ersten Berührungspunkte.

Völker stehen auf und gehen unter. Auch das Römerreich war morsch geworden, Ungestüm pochten die jungen Germanen an die Pforten des Reiches, die hier oben an der Donau waren. Diesmal war es der gewaltige Stamm der Sueven, der schon die Kelten bedrängt hatte und sich jetzt nicht mehr aufhalten ließ. Die Sippen und Einzelstämme hatten sich zu einem Kampf- und Landnahmebündnis zusammengetan und brachten es zum Ausdruck in dem neuen Namen ‚Alamannen‘, d. h. „alle Männer insgesamt“. Nach verschiedenen Vorstößen glückte ihnen die Eroberung über die Donau hinaus bis an die Iller. Es war ein Volk vom Norden, wo es zwischen Elbe und Oder saß, das über Thüringen und das Maingebiet dann nach Süden drängte, mit uralten religiösen Vorstellungen über Götter und Dämonen, festen Sitten und straffer politischer Ordnung (Völkerschaften, Hundertschaften, Sippen), die sich in der Besiedlung und später sogar in der kirchlichen Organisation auswirken sollte. Das war nun die Zeit der Neubesiedlung des Landes: Fast alle Orte auf ‚-ingen‘ stammen aus dieser Zeit. ||05||

Im 5. Jahrhundert folgt noch einmal ein Vorstoß – westlich bis zum Wasgenwald und östlich über die Iller (Elsass, Bayr. Schwaben!). Aber auch mit ihrer Macht ging es zu Ende – die Welt war zu sehr im Fluss! Mit dem Ende des 5. Jahrhunderts setzen die Kämpfe mit dem Frankenreich ein. 496 unterliegen sie dem Frankenkönig Chlodowech. Nordwürttemberg wurde damals schon fränkisch und damit auch christlich, – es scheint, dass die Alamannen das Gebiet regelrecht verlassen haben. Sie konnten das umso eher, als sie in eben diesem 5. Jahrhundert ihre Siedlungen bis zum Fuß der Alpen und östlich über die Iller bis an den Lech vorgetragen haben – also in die Gebiete, die wir heute noch als den schwäbisch-alamannischen Raum bezeichnen. Mit diesem ihrem Restreich, zu dem also auch unser Allgäuer Gebiet gehörte, stellten sie sich unter den Schutz des Ostgotenkönigs Theoderich (508), der von Ravenna aus Italien beherrschte. 537 trat sein Nachfolger Witigis diese Oberherrschaft an die Franken ab. Als das Ostgotenreich im Entscheidungskampf gegen Ostrom lag und die Franken ihm Hilfe bringen sollten, ließen sie den Alamannen eine letzte Chance, im Süden ihr Glück zu versuchen. Mit dem größten Teil aller Wehrfähigen zogen die Alamannenfürsten Leutha-

ris und Butilinos 553 über die Alpen – sie erlagen alle der Seuche und dem Schwert und kehrten nicht wieder. „Sturmhaft“, unter dem Frost ihrer Schwerter „noch die wogende Wildnis“, waren sie über Italien hingebraust, noch ein rauhes Heidenvolk, das, wie uns der Geschichtsschreiber Agathias berichtet, im Gegensatz zu den Franken alle Kirchen beraubte und die Heiligtümer zerstörte. Ihre eigentliche Absicht war gewesen, neue Wohnsitze zu gewinnen in Italien, wie das 15 Jahre später den Langobarden, ihren Stammesverwandten, gelang, – aber statt des Raums, den sie als Pokal ihrer Kraft von der südlichen Sonne begehrten, brachte ihnen Italien – den Kelch des schwersten nationalen Unglücks. Doch dieses Unglück wurde zum Segen – alles Heldentum, alles Vertrauen auf die alten Götter hatte sich als machtlos erwiesen! Das Volk der Alamannen, diese heidnische Insel inmitten bereits christlicher Länder, war reif für das Kommen des Christengottes.

II.

Damit stehen wir bei der zweiten Frage: *W i e* vollzog sich die Christianisierung in unserer oberschwäbischen Heimat? Wir unterscheiden bei der Beantwortung ein Zweifaches:

- Einmal den äußeren Verlauf der Einführung und Aufrichtung des Christentums, und dann
- die Art und Weise, wie unsere Vorfahren diese Christwerdung innerlich aufgenommen und verarbeitet haben.

Es ist kein Zweifel, dass die ersten Kirchlein mit dem Christuskreuz bereits von den Römern erbaut wurden. Um 611 n. Chr. haben Columban und Gallus bei Bregenz noch so ein römisches Christentempelchen gefunden, das der Hl. Aurelia geweiht war, inzwischen aber von den alemannischen Eroberern wieder für den Götzendienst eingerichtet wurde. Gerade diese gut verbürgte Nachricht zeigt aber, dass diese ersten christlichen Spuren im Völkersturm gründlich weggefegt wurden.

Stellen wir uns also nun unser Land um das Jahr 550 n. Chr. vor. Das alemannische Herzogtum steht unter der fränkischen Oberherrschaft. Hier, südlich der Donau, beließen die Franken bis ins 8. Jahrhundert hinein die Alemannen unter stammeseigenen Herzogen und Hundertschaftsführern (Centgrafen). Das Volk ist, wie wir aus dem Bericht über den Italienzug von 553 heraushören, noch heidnisch.

Aber die Oberherren des Landes, die Franken, sind christlich und betrachten das gute Einvernehmen und Zusammenwirken mit der Kirche als einen Hauptteil ihrer Politik. Mit diesen Oberherren haben es die Führer des Stammes dauernd zu tun. In den Augen der Merowingerkönige ist die beste Gewähr für Loyalität und Gehorsam vonseiten der Stammesfürsten eigentlich erst mit dem Übertritt zur Kirche gegeben.

Ferner waren überall im Lande, auch bei uns, Krongüter d. h. Königshöfe verstreut. Auf ihnen saßen christliche fränkische Beamte, die es sich angelegen sein ließen, beim Königshof auch ein Gotteshaus zu errichten. Diese ersten Kirchen unseres Landes müssen wir uns als schlichte Holz- oder Fachwerkbauten vorstellen (im Holzbau hatten ja die Germanen eine große Geschicklichkeit!). Der große Heilige dieser Franken war St. Martin, der gewaltige Bischof von Tours, unvergessen im Frankenreich mit seinem rastlosen und unermüdlichen Wirken, seinem kräftigen und volkstümlich gesunden Wesen, der besondere Schutzherr des Königshauses. Ihm wurden fast durchweg diese Kirchen an Königshöfen gebaut und geweiht. Viele Martinskirchen stehen in unserer weiteren Umgebung: Biberach, Unteressendorf, Aulendorf, Weingarten, Oberteuringen, Langenargen, Wangen, Eglöfs, Leutkirch, Urlau, Hauerz, Tannheim – womit wir nicht sagen, dass alle diese Kirchen auf diese früheste Zeit zurückgehen. Die Priester für diese Eigenkirchen ließen die Königsbeamten aus dem Frankenreich kommen. Kamen die Großen des Stammes aufgrund ihres Amtes immer wieder mit den kirchlichen und weltlichen Großen des christlichen Frankenreiches in Berührung, so lernte das Volk den Christenglauben kennen und setzte sich mit ihm auseinander im Verkehr, im Frondienst und Abgabendienst für diese Königshöfe. Das sind nicht bloße Vermutungen, sondern das berichtet uns der zeitgenössische Geschichtsschreiber Agathias ausdrücklich (570): *„Der beständige Umgang mit den Franken ist für die Alemannen von großem Nutzen – und wird diese, wie ich hoffe, in kurzer Zeit sämtlich gewinnen. Denn, wenn sie nicht ganz stumpf sind, so werden sie bald die Torheit und Abgeschmacktheit ihrer religiösen Ansicht einsehen und leicht davon befreit werden.“*¹

Wir haben nicht die leiseste Spur, dass die Frankenkönige in der Frage der Gewinnung der Alemannen für das Christentum, in irgendeiner Wei-

¹ HEFELE, 154.

se mit Gewalt vorgegangen wären. Die Lage war vielmehr so. Ringsum war der Stamm bereits von christlichen Völkern umringt. Alte Bistümer, teilweise aus der Römerzeit, bestanden bereits an den Grenzen: im Westen Speyer, Straßburg und Worms, im Süden das alte Vindonissa (Windisch im Aargau, die Vorgängerin von Konstanz), im Osten Augsburg. Als Sieger- und Herrschaftsvolk standen über ihnen die Franken, im Zeichen Christi ein großes und mächtiges, wohlgeordnetes und kulturell aufblühendes Reich geworden, während die Alemannen selbst bei aller Treue zu den alten Göttern ein absinkendes, ja nach dem Italienzug ein fast vernichtetes Volk geworden waren. Im Denken der alten Germanen (wie der Antike auch) war es feste Anschauung, dass der stärkere Gott auf die Dauer auch im Leben des Volkes sich als der stärkere erweisen müsse. Das war nicht geschehen. So war man innerlich bereits zerfallen. Äußerlich sprachen alle Gründe dafür, den Glauben des Eroberervolkes anzunehmen und damit auch in der rechtlichen Behandlung und in der Teilnahme an den Kulturgütern vorzüglicher behandelt zu werden. So wurde die Frage immer vordringlicher und eines Tages, sicher in der 2. Hälfte des 6. Jahrhunderts, wurde der Übertritt in einer Stammesversammlung den Großen der Alemannen vom Herzog vorgeschlagen und von diesen beschlossen. Die Hundertschaftsführer wurden dann zur Durchführung des Beschlusses verpflichtet. Wir dürfen nicht moderne Empfindungen subjektiver Art in diese frühe Zeit zurückverlegen. Treue und Gefolgschaft bestimmten auch hier. So vollzog sich der Übertritt bei vielen Germanenstämmen, so noch im Jahre 1.000 in Island, wo man die Annahme des Christentums auch in einem Stammething beschloss, weil „*das Beharren im Glauben der Väter aussichtslos sei, nachdem der Christengott allenthalben gesiegt habe.*“² In der Durchführung des Beschlusses wird man hier eifriger, dort lauer gewesen sein, aber von Gewaltanwendung von oben her wie von ernstlichem Widerstand von unten her hören wir nichts – die Zeit war reif. Der Einführung und Organisation der christlichen Kirche kam die Stammesverfassung zugute. Die einzelnen Völkerschaften (Wir kennen aus ältester Zeit die Brisingavi, Leutinsenses = Linzgauer, Raetobari, Bucinobantes.) waren eingeteilt in Hundertschaften, die einem Gau in der Größe von etwa 200 qkm entsprachen und an deren Spitze ein Hochadliger stand, der Gericht zu halten hatte. An diesen Dingstätten wurden zunächst die ersten Gotteshäuser gebaut,

² WELLER, 19

die sog. ‚Kirchen der Hundertschaften‘, günstig, da der Gottesdienst mit dem Gerichtstag, der in bewegteren Zeiten alle acht Tage gehalten wurde, verbunden wurde und so das Volk gleich in die rechte Übung des neuen ||08|| Glaubens gelangte. Solche ‚Urkirchen‘ an den Hauptorten der alamannischen Hundertschaften waren im Oberland: Auhofen-Leutkirch für den Nibelgau³, Teuringen im Linzgau, Altheim bei Riedlingen für den Affagau, Langenargen im Argengau, Haisterkirch bei Waldsee für den Haistergau u.a. – Die Hundertschaften gliederten sich wieder in Sippen, denen ihre Marken zugewiesen waren: das entspricht ungefähr dem, was wir heute Dörfer und Weiler nennen. An ihrer Spitze stand ein aus dem Stand der sog. Mittelfreien bestelltes Dorfoberhaupt, woraus sich später der niedere Adel entwickelte. Da die Hundertschaftskirchen auf die Dauer, als alles christlich geworden war, sich doch als zu umfangreich erwiesen, gingen diese Dorfhäupter, die auf einem Herrenhof saßen, daran, auch innerhalb der Dorfgemarkung, gewöhnlich beim Herrenhof, eine Eigenkirche zu gründen und mit einem Widumgut, das er aus dem Herrengut herauschnitt, zu begaben. Die Gau- oder Leutkirche behielt aber gewisse Vorrechte – später hat sich aus diesen Vorgängen die Einrichtung der Dekanate und Landkapitel herausgebildet. – Mit dem Ende des 6. Jahrhunderts muss die offizielle Christianisierung des Alamannenlandes abgeschlossen gewesen sein, denn damals schlossen bereits der fränkische König und die Alamannen den sog. ‚*Pactus Alamannorum*‘, in dem bereits das ganze Rechtsleben eine christliche Begründung und Färbung erhält und die Kirche als gesetzliche Einrichtung geschützt wird.

Inzwischen war um 561 das Bistum Windisch geteilt worden in die spätere Diözese Lausanne und für den größeren Teil residierte ein Bischof in Konstanz, der einzigen größeren, aus der römischen Provinzialeinteilung stammenden Stadt (wichtig für die Wahl eines Bischofssitzes). In der Nähe, in Bodman bei Überlingen (daher Bodensee), hatte gewöhnlich der Alamannenherzog seinen Sitz, und das wird mitbestimmend gewesen sein. Zu diesem Bistum wurde das ganze, neu dem Christentum gewonnene alamannische Gebiet geschlagen und Konstanz blieb Kathedralsitz für uns bis zur Auflösung des Alten Reiches. Die ersten Priester werden von allen Seiten gekommen sein, aus den Bistümern Speyer (Maria-Domkirche - Marienkirchen!), Worms (Petrus - Petruskirchen,

³ Der Fluss Eschach wird am obersten Lauf und untersten Lauf auch Niebel oder Nibel genannt!

z. B. Friesenhofen, Beuren), aus dem Gebiet der alten Diözese Windisch (Verena, Mauritius). In diese Frankenzeit fällt nun auch eine intensivere Besiedlung (bis dato nur die Flusstäler!) in langsamer und schwieriger Rodungsarbeit. Auch die ersten Anfänge unserer Dörfer müssen wir uns in diese Zeit denken, in die Merowinger und Karolingerzeit. Die Orte mit den Endungen auf ‚-hofen‘ und die mit bloßen Eigennamen im Wessensfall gehören hierher.

Soweit der äußere Verlauf. Alemannien war ein christlicher Stamm, eingefügt in das große und aufstrebende Frankenreich, neu durchblutet vom Leben einer großen Kirche und eines großen Reiches. ||09||

Aber noch gab es viel zu tun; die innere Wandlung hielt mit den äußeren Ereignissen keineswegs Schritt. Vergessen wir nicht: Wir haben es mit einem Germanenstamm zu tun, der mehr oder weniger abgeschlossen nach den uralten und eigenen Gesetzen eines naturhaften Volkes lebte. *„Dieses Volk hat seine eigenen Gesetze und von den Vätern überkommenen Einrichtungen.“*⁴ Des Lesens und Schreibens unkundig, der christlich-römischen Welt, in die das Christentum sich gekleidet hatte, noch fremd, geistiger Beschäftigung noch ungewohnt, mögen die Alemannen zunächst in der Kirche *„mit scheuer Andacht den Inbegriff eines höheren Lebens geehrt haben.“*⁵ Zuerst nahmen sie tiefer auf nur das, was ihnen nach den Kräften ihres Geistes und Gemütes am eingängigsten war (vgl. Heliandlied in Sachsen!). Aber das Christentum ist etwas Unteilbares und auch das Unbegriffene und Fremdere war da und forderte zur Auseinandersetzung auf. Eine fruchtbare Gärung griff Platz. Sie wirkte umso stärker, je friedlicher nach außen sich das Leben des Stammes innerhalb des Frankenreiches gestaltete.

Die Kirche hat als gute und weltweite Mutter für diese innere Beschaffenheit der Germanenstämme Verständnis gezeigt und kam ihnen entgegen. Die Grundsätze, die ein oder zwei Jahrzehnte später Papst Gregor der Große 596 für die Bekehrung der Angelsachsen aufstellte und dem Bischof Augustin mitteilte, haben sicherlich auch bei der Gewinnung des Alamannenstammes gegolten. Er schreibt dort:

„Man soll bei diesem Volk die Heiligtümer seiner Götzen keineswegs zerstören, sondern nur die Götzenbilder selber, die darinnen

⁴ patria - Procop, HEFELE, 151.

⁵ WELLER, 20

sind. Dann soll man Weihwasser bereiten, die Heiligtümer damit besprengen, Altäre errichten und Reliquien dorthin bringen. ... Wenn dann das Volk selbst seine Heiligtümer nicht zerstört sieht, mag es von Herzen seinen Irrtum ablegen, den wahren Gott erkennen und anbeten und an den ihm vertrauten Orten nach altem Brauch sich lieber einfinden. Und weil sie viele Ochsen zum Opfer für die Dämonen zu schlachten gewöhnt sind, soll ihnen auch hierfür irgendein anderes Fest eingerichtet werden. Am Tag der Kirchweihe oder an den Geburtstagen (= Todestagen) der heiligen Märtyrer, deren Gebeine dort ruhen, sollen sie um die Kirchen herum, die aus Tempeln entstanden sind, Hütten aus Zweigen bauen und das Fest durch eine religiöse Feier begehen. ... Wenn ihnen so äußerlich einige Freuden zugestanden werden, so mögen sie zu den innerlichen Freuden ihren Sinn leichter gewöhnen. Denn ganz gewiss geht es nicht an, dass man harten Gemütern alles auf einmal abschneidet, weil ja auch der, welcher zum höchsten Gipfel aufsteigen will, stufen- oder schrittweise, nicht sprungweise, sich emporarbeitet.“⁶ ||10||

So wurde es auch gehalten. Heute noch erinnert uns der Name des Osterfestes an die germanische Frühlingsgöttin Ostara – aber aus dem Festtag des Sonnen-Anfangs wurde jetzt das Fest des wahren Lichts der Welt: „*Lumen Christi - Deo gratias!*“ Auch der Umzug um das Ackerfeld, damit die Feldfrüchte gedeihen und der Schaden durch Unwetter abgewehrt werde, wurde übernommen, ebenso das Totenmahl, ursprünglich ein Opfer an Speise und Trank, das man dem Hingeschiedenen darbrachte. Die schönen Gebräuche am Fest der Blumengöttin Freja im Hochsommer galten jetzt Maria Himmelfahrt, die des Lichterfestes Maria Lichtmess. Die drei Nornen hatten viel edlere Nachfolgerinnen in den drei Marien am Grab. Wie im Orient und in Rom, so hat auch im deutschen Norden die Kirche ungescheut das Beste und Edelste aus den Formen alter Gottesverehrung ihrem neuen Inhalt und Kult dienstbar gemacht, – und mit Recht lässt Gertrud von Le Fort die Kirche sprechen:

*„Ich habe noch Blumen aus der Wildnis im Arme ...
Ich habe noch Gebete, denen die Flur lauscht,
Ich weiß noch, wie man die Gewitter fromm macht
und das Wasser segnet ...*

⁶ PFLIEGLER, Michael: Dokumente zu Geschichte der Kirche. Innsbruck, 1938, S. 50.

*Denn ich bin die Mutter aller Kinder dieser Erde.
Siehe in mir knien Völker, die lange dahin sind,
und aus meiner Seele leuchten nach dem Ewigen viele Heiden!
Ich war heimlich in den Tempeln ihrer Götter,
ich war dunkel in den Sprüchen aller ihrer Weisen ...
Ich war die Sehnsucht aller Zeiten, ich war das Licht aller Zeiten,
ich bin die Fülle der Zeiten ..."*

Freilich war es unvermeidlich, dass sich viele alte Vorstellungen unter der Masse als Aberglaube noch lange erhielten: Wahrsagerei, Zauberei, geheime Künste, Schaden- und Heilsprüche usf. – das ließ sich das Volk so schnell nicht nehmen – und wir wissen, wie manches davon bis in die neueste Zeit, ja bis zur Stunde weiterbestand [und -besteht].

Hier haben die großen Missionare des Alamannenlandes noch ein weites Feld der Betätigung gefunden. Wenige Jahrzehnte nach der offiziellen Übernahme des christlichen Glaubens lenkten nämlich die großen Glaubensprediger aus Irland, Kelten wie die frühere vindelikische Bevölkerung Schwabens, ihre Schritte zu uns. In den Jahren 611-614 weilte der gewaltige und heilige Mann Columban am Bodensee mit seinem Schüler Gallus. Von Arbon fuhren sie in einem Nachen hinüber nach Bregenz, wo sie beim alten Aurelia-Kirchlein ihre Hütten bauten, Gärten anlegten, fruchtbare Bäume pflanzten, vor allem aber das Evangelium predigten und gegen die noch weit verbreiteten heidnischen Kulte und Gewohnheiten vorgingen, und das oft recht handgreiflich. Drei Jahre blieben sie dort, und besonders Gallus, der die einheimische Sprache beherrschte und ein feuriger, tempera-||11||mentvoller Mann war, hatte große Erfolge. Walafried Strabo erzählt uns aus ihrer Tätigkeit:

„An einem heidnischen Feste, als eine große Menschenmenge bei jenem Tempel zusammenkam, teils um die Festfeier zu begehen, teils auch um die angekommenen Fremdlinge zu sehen, eben um die Betstunde begann Gallus seine Predigt. Er sprach von dem einen Gott, dem wahren, dem mächtigen und einzigen, und von seinem Sohne, auf welchem das Heil und die Hoffnung des ewigen Lebens beruhe. Er ermahnte dann die staunende Menge, diese wahren Gottheiten anzubeten und zu verehren, die eitlen, leblosen Bilder aber auf immer zu verlassen. Um den Anwesenden den kräftigsten Beweis von der Nichtigkeit ihrer Götzen zu geben, ergriff Gallus die Bilder, schmetterte sie an Steinen in Stücke und warf diese in den nahen See. Columban aber ließ Wasser brin-

gen, segnete es, besprengte damit die durch Götzendienst verunehrte Kirche und weihte sie unter Gebet wieder für den christlichen Gottesdienst.“⁷ – Als Columban weiter nach Oberitalien gezogen war, blieb Gallus – gegen den Willen seines Meisters – im Lande und gründete an der oberen Steinach eine Zelle, dort, wo hundert Jahre später bereits das für unser Alamannenland durchs ganze Mittelalter so hochbedeutsame Kloster St. Gallen sich erheben sollte. Baumann vermutet mit guten Gründen, dass Gallus auch herauf ins westliche Allgäu, wenigstens bis Maria-Thann bei Wangen gekommen sei. (Gallus - Patron in Gestraz und Hof!) Sicherlich hat er seine Mönche hinausgeschickt, – die vielen Ortsnamen auf ‚-zell‘ weisen daraufhin. Denn an diesen Orten waren Mönchszellen mit einem Mönch und etlichen Brüdern, nach denen dann die Orte benannt wurden wie z. B. Kißlegg = Ratpoticella, Cella Ratpodi 824 oder Cella Mariae = Frauenzell). Wie sehr diese Glaubensboten und Mönche gerade darum gerungen haben, dass das Volk auch innerlich die Unhaltbarkeit der alten Glaubensvorstellungen einsehe und frei und bewusst den Christenglauben bejahe, geht ergreifend aus einem Schreiben hervor, das 100 Jahre später, 724, Bischof Daniel von Winchester an Bonifatius gerichtet hat:

„Ich will dir einiges wenige unterbreiten, wie du nach meiner Ansicht die Hartnäckigkeit der rohen Leute am besten und schnellsten brechen kannst. Du darfst über die Herkunft ihrer falschen Götter nicht gleich das Gegenteil behaupten.“ Und dann rät er ihm, er solle zunächst sich auf ihren Standpunkt stellen, als ob die Götter nach Art der Menschen sich gezeugt hätten, – wer habe dann den ersten Gott erschaffen, wer habe vor den Göttern die Welt gemacht, wozu brauchten sie die vielen Gaben und Geschenke usf. Also von innen her soll er ihnen die Unhaltbarkeit ihrer Vorstellungen aufzeigen. *„Dieses und vieles andere der Art ... musst du ihnen nicht etwa höhnisch und verletzend, sondern sanft und mit großer Schonung entgegenhalten, bis die Heiden, mehr verwirrt als erbittert, über so abgeschmackte Ansichten erröten und ||12|| merken, dass ihre abscheulichen Gebräuche und Märchen uns nicht unbekannt sind.“*⁸

Es war nichts weiter als eine tendenziöse Lüge und – vom Standpunkt der ernstesten Forschung – gewissenlose Fabel, wenn im ‚Dritten Reich‘ immer wieder von der Kirche gesprochen wurde, die ihren Glauben mit

⁷ HEFELE, 277f.

⁸ PFLIEGLER, Dokumente, S. 55f.

Gewalt den germanischen Völkern aufgezwungen hätte, gegen deren Willen und gegen ihr blutmäßiges Empfinden. Das wäre eine von vornherein zum Scheitern verurteilte Aktion gewesen in Anbetracht der trotzig Heldenhaftigkeit des germanischen Charakters. Wo sie versucht wurde, wie in der Sachsenmission unter Karl dem Großen, hat sie als solche das Gegenteil bewirkt. Politische Überlegungen haben hier und dort, wie wir gesehen haben, mitgespielt, besonders bei den Stammesfürsten. Aber aufs Ganze gesehen, war die Christianisierung Deutschlands und auch unserer engeren Heimat ein Vorgang, der sich frei und innerlich und in gegenseitigem langen Bemühen, sowohl vonseiten derer, die es brachten, als auch derer, die einen neuen Glauben und neue sittliche Gesinnungen in sich aufnahmen, abspielte. Im germanischen Menschen war – das geht aus den Berichten des Tacitus hervor – eine tiefe Empfänglichkeit für die erhabene und zugleich anziehende Majestät des Göttlichen, und gerade bei den Semnonen, die ja einen Hauptteil der Alamannen bilden, lebte eine Ahnung vom einen Gott, vom „*regnator omnium deus*“. Auch das andere, was zu jeder echten Religiosität gehört, die demütige Unterwürfigkeit unter den Willen Gottes, anerkannten und übten die Semnonen, wenn sie nur gefesselt den heiligen Hain betraten. Es lebte eine Erlösungssehnsucht in ihnen – war doch die germanische Glaubenslehre eine im Grunde tragische und niederdrückende, da ja Menschen und Götter im Bann eines blind wütenden Schicksals in der Götterdämmerung zum Untergang bestimmt waren. Dem traten nun die Glaubensboten entgegen mit der Lehre vom guten Gott, vom kommenden Reich Gottes, von der Gemeinschaft der Heiligen und vom endgültigen Sieg des Guten. Alle literarischen und künstlerischen Äußerungen der kommenden Jahrhunderte sind ein überwältigender Beweis, dass unsere Vorfahren diese Botschaft als etwas unendlich Befreiendes und zutiefst Erfreuendes aufnahmen. Es war ihr Sinn für das Größere, für das Mächtigere, für das Hellere und Lichtvollere, was unsere Vorfahren schließlich von innen heraus ihr volles und ungeteiltes JA zu Christus, dem „*Heliand mild und mächtig*“, sprechen ließ.

*„Und erbarmungsreiche Liebe
neigt dem Sucher sich entgegen.
Jedem, der nach Wahrheit dürstet,
quillt ihr Born auf allen Wegen.“*

Vor dem Leuchten des bereits die Welt umstrahlenden Christenglaubens ging ihnen das matte Glimmen des Heidenglaubens unter der Asche ihrer ||13|| zusammengestürzten alten Ordnungen endgültig unter, und viele werden sich gesagt haben, was Friedrich W. Weber in ‚Dreizehnlinden‘ den weisen Prior zum jungen Germanenjüngling sprechen lässt:

*„Kann, was Asche ward, noch lodern?
Kann, was Leiche ward, genesen?
Zu den Toten fällt das Tote,
sei es noch so schön gewesen!“*

Und für die, die damals dem alten Wahn nachtrauerten, wie für die, die es im 20. Jahrhundert getan haben, galt und gilt es:

*„Trostlos ist es, für Geschwundnes,
Hingegangnes streiten wollen:
Hast du Macht, den Strom zu hemmen
und zum Quell zurückzurollen?
Mag ins Abendrot versunken
Trüben Muts ein Träumer klagen,
doch der Blick des Wohlbereiten
grüßt im Ost das junge Tagen!“⁹*

Dass die Mehrzahl unserer alemannischen Vorfahren zu diesen ‚Wohlbereiten‘ gehörte, die den jungen Tag des christlichen Glaubens froh begrüßten, wird uns voll und ganz bewusstwerden, wenn wir in den kommenden Vorträgen die weiteren Geschehnisse unserer oberschwäbischen und Allgäuer Heimat verfolgen.

⁹ WEBER, Dreizehnlinden, XVII.

2. Vortrag:

**„PAPSTTREU ODER KAISERTREU“ –
DIE HIRSAUER BEWEGUNG UND
DER INVESTITURSTREIT IN OBERSCHWABEN.**

A. DIE ENTSTEHUNG DER FRAGEN

Mit der endgültigen Übernahme des Christentums, die wir in die zweite Hälfte des 6. Jahrhunderts verlegen, war für den schwäbisch-alemannischen Stamm ein Schritt von größter Tragweite getan. Er trat damit hinein in die große Glaubensgemeinschaft und Daseinsordnung der Weltkirche und wurde unlöslich hineinverflochten in die Gesetze, Zielsetzungen und Schicksale eines großen Reiches. Das sollte unsere Heimat schon bald in tragischer Weise erleben müssen. Das Frankenreich war erschüttert durch die Kämpfe zwischen den merowingischen Scheinkönigen und den tatsächlich regierenden, tatkräftigen Hausmeiern, deren berühmtester Karl Martell geworden ist. In diesen Kämpfen, die sich die deutschen Stämme verschiedentlich zunutze machten, um frei zu werden, verwickelte sich auch Schwaben in einen Aufstand, der 746 niedergeworfen wurde und mit dem furchtbaren Canstatter Blutbad endigte, in dem sämtliche schwäbischen Großen von den erbitterten Franken niedergehauen wurden. Die Zeit des Stammesherkzogtums war damit vorläufig zu Ende. Mit Karl dem Großen wurde das Gebiet, wie das sonstige Reichsgebiet, nach der neuen Ordnung in Gaugrafschaften neu aufgeteilt. Aber auch all die nachhaltigen Verordnungen und Einrichtungen, die dieser erste deutsche Kaiser zum Gedeihen und Schutz der deutschen Kirche durchsetzte, sind auch der noch jungen schwäbischen Kirche zugutegekommen. Karl war zweimal nacheinander mit Frauen aus Alemannien verheiratet: Mit Hildegard, deren Andenken in Kempten heute noch lebendig ist, und mit der schönen und geistvollen Schwäbin Liutgard (794), und wir dürfen annehmen, dass ihm dadurch unser Land wohlvertraut war.

In die Zeit seiner Nachfolger fällt das Ereignis, das in seinem Ursprung ein Zeichen scheinbaren Zerfalls, in seinen Wirkungen aber bis heute wirksam ist: Das Frankenreich wird geteilt, der östliche Teil bekommt seine eigenen Herrscher – wir stehen am Beginn des eigentlichen Deut-

schen Reiches, wie denn auch der Name ‚deutsch‘, der von ahd [= dem althochdeutschen] *diot* = Volk kommt, in dieser Zeit immer häufiger auftritt. In der Zeit der letzten Karolinger (911), die schwache Könige waren, erwacht nun wieder die alte Einrichtung des Stammesherzogtums. Auch Schwaben hat seit 911 mit Burchard I. wieder ein eigenes Herzogtum, aber da das sächsische Herrscherhaus, das mit Heinrich I. und Otto dem Großen (936-973) einsetzt, gleich von Anfang an eine ungemein tatkräftige und weltweite Politik betreibt und bewusst die Macht des Stammesfürsten zugunsten der Reichsgewalt einschränkt, so kann von einem Erstarren und einer selbständigen Politik der Stammesherzöge keine Rede sein.

In diesem Bemühen nun, die Königs- und Reichsgewalt um jeden Preis gegenüber den Sonderbestrebungen der einzelnen deutschen Stämme erfolgreich durchzusetzen – wir dürfen nicht vergessen, dass Begriffe wie ‚Reichsbewusstsein‘ und ‚Nationalbewusstsein‘ sich erst bilden mussten und dass die Stämme und ihre Großen in jener Zeit noch recht wenig von ihrer verpflichtenden Kraft empfanden –, in diesem Bestreben also wurde zumal *O t t o* der Große auf einen Weg geführt, der für die deutsche Kirche zum Segen, aber auch zum Verhängnis wurde. Damit kommen wir zum Gegenstand des heutigen Abends!

Otto (936-973) hat sein Ziel zunächst dadurch zu erreichen gesucht, dass er nahe und nächste Verwandte zu Herzögen erhob. In Sachsen herrschte er selbst, in Schwaben sein Sohn Liudolf, in Bayern sein Bruder Heinrich, in Lothringen seine Tochter Liutgard. Diese Politik schlug fehl, da sich selbst Söhne, zur Macht gelangt, gegen ihn erhoben. So schlug der große Kaiser im zweiten Abschnitt seiner Regierung (seit 955) einen neuen Weg ein. Er erkannte: Die einzige Macht, in der sein Königtum die unbedingt notwendige starke Stütze auf die Dauer erlangen konnte, war die *K i r c h e*.

Wir haben gehört, wie seit den Tagen des Frankenreiches allerwärts Herren des hohen und niederen Adels auf ihrem Grund und Boden Kirchen bauten. Diese Kirchen wurden ihre ‚Eigenkirchen‘, und mit der Zeit bildete sich daraus das Vogtrecht, das bald mehr Bedrückung und Ausbeutung bedeutete als Schutz und Förderung. Die Kirche war wirtschaftlich und meist auch geistig-kulturell verarmt. Nun ging Otto daran, dieses Vogtrecht auf ein Mindestmaß zu beschränken. Die Kirchen, Klöster, Stifte, Bistümer wurden frei. Er stattete sie mit ausgedehnten Ländereien

aus, zumal aus dem riesigen Wald- und Ödland (das ja seit alters dem König gehörte) und das die Mönche und die Klosterleute zu roden begannen – in diese Zeit fällt auch die Rodung unseres südlichen Oberschwaben, wie uns die nun häufiger werdenden Urkunden aus unserer Gegend bezeugen. Die Bischofssitze bekamen Marktrecht, die Bischöfe durften Zoll erheben und Münzen prägen, Gericht halten, sie hatten gräfliche und fürstliche Gewalt. Familienzwise und Erbstreitigkeiten waren hier ausgeschlossen: Die Kirchenfürsten waren gezwungen, zum König zu stehen, von dem sie diese Macht hatten, und aller Reichtum, den sie aus den Schenkungen herausarbeiteten, floss wieder zum König zurück. Die Kirche wurde reich, sie konnte nun ihre religiöse und kulturelle Sendung in großzügiger Weise verwirklichen, sie konnte aber nun auch sozial wirksam werden und den unteren Ständen helfen: Unter ihrem Schutz erwachten damals die Anfänge von Gewerbe, Handwerk und Handel. Diese Kirchenpolitik Ottos hat sich bewährt und auch seine Nachfolger haben daran festgehalten.

Freilich musste, wenn die Könige mit Hilfe der unabhängigen und starken Kirchenfürsten die Reichsgewalt zusammenhalten wollten, eine Bedingung unbedingt erfüllt sein: Der König musste die Kirche in seiner Hand haben. Das bedeutete in der Praxis vor allem: An der Spitze der gewaltigen Bistümer und Abteien mussten um jeden Preis ihm ergebene, königstreue Männer stehen und er selbst musste das Recht der Neusetzung haben. Dieses Recht konnte dem deutschen König im Ernstfall nur eine Macht streitig machen, das Papsttum. Weil die deutschen Könige das wussten, deshalb war die Papstfrage für sie immer eine Lebensfrage, deshalb war ihnen Rom und Italien so wichtig und zogen sie immer wieder nach Süden.

(Es war mehr als lächerlich, wenn man im 3. Reich diese Italienpolitik des deutschen Mittelalters verurteilte. Die deutschen Könige konnten gar nicht anders: Um das Reich zusammenzuhalten, mussten sie ihre Macht auf die Kirche verlagern, – diese Macht entglitt ihnen, sobald sie nicht mehr den entscheidenden Einfluss auf die Träger der kirchlichen Gewalt hatten, den hatten sie letztlich aber nur, wenn das Papsttum nicht gegen sie arbeitete.)

Nun war es unter den Sachsenkaisern so, dass es damals mit dem Papsttum sehr schlecht bestellt war. Römische Stadt- und Adelparteien setzten ein und ab, wie gerade ihr Einfluss es ihnen gestattete. Im Gegen-

satz dazu waren die meisten deutschen Kaiser des sächsischen und salischen Hauses hochwertige, religiöse und sittliche Persönlichkeiten, die immer wieder die Papstfrage im entscheidenden Augenblick in die Hand nahmen und dafür sorgten, dass würdige Männer auf den Stuhl Petri erhoben wurden. So war diese Kirchenpolitik, wiewohl die Kirche dadurch weitgehend ein Staatsinstrument geworden war, zunächst ein Segen. Was sollte aber aus der Kirche werden, wenn der deutsche Herrscher sich bei der Besetzung des päpstlichen Stuhles, der Bischofssitze, der Abteien und Stifte nicht mehr vor allem von seinem Gewissen und seiner Verantwortung leiten ließ, wenn er – und wie nahe liegt das unter Menschen! – sich durch persönliche und verwandtschaftliche Rücksichten leiten ließ oder auf Intrigen, Machenschaften, finanzielle und wirtschaftliche Vorteile schaute? Diese Frage wurde aktuell, als nach dem Tode des ernstesten und gewissenhaftesten Heinrich III. (1056) mit Heinrich IV. tatsächlich solche Verhältnisse eintraten. Grundsätzliche Bedenken und Proteste gegen diese Lage der Dinge waren aber schon lange zuvor erhoben worden. ||04||

Eine natürliche Folge der gewaltigen Macht und des großen wirtschaftlichen Reichtums war, dass sich die höheren Geistlichen bald vor allem als staatliche Würdenträger fühlten. Die Aufgaben der Verwaltung, die Gesichtspunkte der weltlichen Politik rückten bei ihnen in den Vordergrund. Hofhaltung, Wohlleben, völlige Inanspruchnahme durch Weltleute hohen und niederen Standes ließen weitgehend die geistlichen Belange und die religiösen Aufgaben zurücktreten. Stattdessen sah man den Klerus im Kriegshandwerk und auf der Jagd, weitgehend waren die Priester verheiratet und trieben Handel, oft genug mit Dingen ihres Amtes (= Simonie). Auch vor den Klöstern machte die Verweltlichung nicht Halt – zumal in den großen Klöstern, in die nur Angehörige des höheren Adels aufgenommen wurden, herrschte oft ein buntes Treiben.

Aber der wahre Geist des Christentums, der Geist Christi, ist zu allen Zeiten in seiner Kirche lebendig. Er lebte auch jetzt auf und rief eine gewaltige *R e f o r m e w e g u n g* ins Leben. Die Erneuerung ging aus von einem Kloster in Südfrankreich, *C l u n y*. Hier wurden die ersten Stimmen laut, dass die Form des klösterlichen Lebens, wie sie sich nun herausgebildet habe, keinen Rahmen mehr abgebe für ein religiöses und mönchisches Leben. Man wollte wieder Mönch nach der ganzen Strenge der Regel St. Benedikts werden. Eine Reihe großer Äbte half, die neu erwachte Sehnsucht [zu] verwirklichen, und das Beispiel von Cluny, wo

nun wieder wahre Frömmigkeit, Selbstverleugnung und unbedingte Treue zum erwählten Beruf geübt wurden, wirkte gewaltig nach außen. Über 2.000 Klöster schlossen sich im Lauf der Jahrzehnte zur Cluniazenser Kongregation zusammen. Auch über Frankreich hinaus drangen die neuen Gedanken bis nach Rom und tief nach Deutschland hinein. Selbst Bischöfe und Weltpriester wurden davon ergriffen, und so wurde aus der Mönchsreform der Wille zur Kirchenreform überhaupt [erst] geboren. Aus diesen Anhängern außerhalb der Klöster bildete sich die weitverzweigte und bald ungemein mächtige ‚Partei der Reformfreunde‘. *L i b e r t a s*, „Freiheit der Kirche“ wurde ihr großes Stichwort. Wie die Cluny-Klöster frei sein wollten in der Wahl ihres Abtes und nur dem Papst unterstellt, so sollte die Kirche Papstwahl, Bischofswahl, kirchliche Verwaltung und Betätigung in vollkommener Freiheit, nur geleitet von ihren religiösen und sittlichen Zielsetzungen, vornehmen können. Drei Missständen sollte unerbittlicher Kampf angesagt werden:

1. der Laieninvestitur, d. h. dass ein weltlicher Fürst mit einem Bistum oder einer Abtei belehnt [wurde] durch Überreichung von Ring und Stab (durch Jahrhunderte schon so gehandhabt!);
2. der Simonie, d. h. der Tatsache, dass kirchliche Ämter gekauft und verkauft, vermietet oder einer Tochter als Mitgift gegeben werden konnten;
3. der Priesterehe, die zwar schon seit der Synode von Elvira (um 300) und dann von Leo dem Großen und Gregor I. und immer wieder für die Kleriker höherer Weihen verboten war, aber weitgehend in Wirklichkeit weder gelitten und geduldet war.

Auch in dieser letzten Frage ging es im Grunde um die letzte Freiheit der Kirche, des Religiösen, des Innerlichen vom sinnlichen Trieb und irdischer Umklammerung.

Wie immer in der Entwicklung gewaltiger geschichtlicher Ereignisse kam auch hier die Stunde, wo alles, was die Cluniazenser und ihre Freunde durch ein Jahrhundert gearbeitet [besser: erarbeitet], erstrebt und geformt hatten, in einer überragenden Gestalt seine Sprache und seine einmalige Verwirklichung fand. Es war der um 1020 geborene und seit 1049 in Rom weilende Mönch *H i l d e b r a n d*, der 1073 als *G r e g o r VII.* den päpstlichen Thron bestieg, ein kleiner, bleicher und, wie die Chronisten erzählen, hässlicher Mann, von unbeugsamer Willenskraft, einer, der hart sein konnte. (Peter Damian, sein Mitarbeiter, nennt

ihn einen „*heiligen Satan*“, dessen Wort ihn wie ein rauher Nord[-wind] anfare!) Als Mitarbeiter der sechs Päpste vor ihm, war er weitgereist und hatte mit den Reformfreunden in Italien, Frankreich und Deutschland engste Beziehungen. Er kannte aber auch die ungeheuren Schwierigkeiten einer Reform der Kirche aus den, im Verlauf der Geschichte so tief eingewurzelten Missständen und vor allem war er sich klar, dass er bei Hoch und Nieder, unter Laien und Geistlichen erbitterte Gegner und Feinde jeder Reform finden werde und vor einem Entscheidungskampf stehe, der fast über Menschenkraft gehe. Gregor, fast mit Gewalt und gegen seinen Willen zur höchsten Würde erhoben, war nun als Diener Christi entschlossen, die ewigen Rechte der Gottesherrschaft auf Erden zu verwirklichen und die Kirche in die Freiheit und Unantastbarkeit und Reinheit zurückzuführen, deren sie wesensgemäß bedurfte. „*Möge*“ – so rief ihm ein Zeitgenosse bei der Thronbesteigung, Abt Wilhelm von St. Arnold in Metz, zu – „*möge keine Furcht und keine Drohung dich bewegen, den heiligen Kampf zu verzögern. Alle Augen sind auf dich gerichtet. Wir schauen auf deine Vergangenheit! Wie ruhmreich hast du gekämpft, als du noch nicht so hochgestellt warst, – Welch' große Dinge wird dir jetzt die erhabenste Würde eingeben!*“

In Deutschland hatten während der Minderjährigkeit und in den ersten Regierungsjahren König Heinrich IV. (1056-1106) die kirchlichen Missstände gewaltig um sich gegriffen. Gregor eröffnete unverzüglich den Kampf. Damit begann jenes Ringen zwischen Kaisertum und Papsttum, das unter dem Namen des ‚Investiturstreites‘ in der Geschichte der Kirche wie des deutschen Volkes ewig denkwürdig bleibt. – Im Folgenden zeichne ich kurz den Ablauf der Ereignisse im Großen, anschließend die Vorgänge in Schwaben. ||06||

B. DER ABLAUF DER EREIGNISSE

Die Ereignisse im Großen

Als Gregor Papst wurde, befand sich Heinrich mitten in den Nöten des sächsischen Aufstandes. Er brauchte die Kirche, und so sandte er dem Papst ein ergebenes Schreiben, in dem er eingestand, dass er in kirchlichen Fragen bisher schwere Missgriffe gemacht habe: „*O wie lasterhaft und unglücklich haben wir, teils durch Eingebung jugendlicher Unbesonnenheit, teils durch die Freiheit unserer gewaltigen und herrschsüch-*

*tigen Macht, teils auch durch die verführerische Täuschung solcher, deren schmeichlerischem Rat wir gefolgt sind, gegen den Himmel und vor euch gesündigt. Denn wir haben nicht allein Kirchengut geschädigt, sondern sogar einigen Unwürdigen und von simonistischer Galle Erbit-
terten ... Kirchen verkauft, statt sie gegen jene zu verteidigen.“* Gregor nahm die Bereitschaft des Königs durchaus ernst und sandte im Frühjahr 1074 eine Gesandtschaft nach Deutschland, die ein Nationalkonzil einberufen und die alten Beschlüsse gegen die Simonie des Klerus und die Priesterehe endlich zur Durchführung bringen sollte. Heinrich nahm sich dieses Planes zunächst eifrig an und auch das christliche Gewissen in Deutschland stimmte den Beschlüssen zu, aber die meisten Bischöfe – und gerade die, die ihm im Sachsenkampf am treuesten geholfen hatten und denen er verpflichtet war – widerstrebten; so gab er wieder nach. Das Konzil kam nicht zustande. Da wollte Gregor das Übel an der Wurzel packen. Er lud alle Bischöfe, die der Simonie verdächtig waren – und das waren die meisten, sonst hätten sie nicht so scharf widersprochen – vor eine römische Fastensynode im Frühjahr 1075. Wer nicht kam, verfiel dem Bann und wurde des Amtes enthoben. Gleichzeitig beschloss die Synode das Verbot der Laieninvestitur. Wenn Gregor das Verbot auch noch nicht offiziell bekannt gab, gleichwohl wurde es bekannt und löste in Deutschland allerwärts gewaltigen Widerspruch aus.

Die Politiker unter den Königstreuen betonten – von ihrem Standpunkt aus dem Recht – dass der König damit allen Einfluss auf den größten Teil des Reichsgutes, das ja die Bistümer innehatten, verliere; die Theologen, die zum König hielten, wiesen darauf hin, dass doch auch der König geweiht und Träger sakraler Gewalten sei und nicht einfach ausgeschaltet werden dürfe. Die vom Papst verletzten geistlichen Fürsten fanden jetzt von selbst den Weg zum gleichfalls gegen Rom erbitterten König. Dieser hatte im Sommer 1075 die Ordnung im Reiche endgültig hergestellt und fühlte sich stark genug zum Widerstand. Ein scharfes Schreiben des Papstes vom Dezember 1075, in dem der Papst ihm seinen nicht immer erbaulichen Lebenswandel und seine neuerlichen Ungerechtigkeiten gegen die Kirche vorhielt, gab den Ausschlag. Heinrich überhörte den am Schluss des Briefes geäußerten Wunsch des Papstes, er solle doch weise Männer nach Rom schicken, mit denen er gerne verhandeln wolle, inwieweit er den allgemeinen Beschluss für Deutschland mäßigend abändern könne, und die ihm erklären sollten, wieso das Investiturverbot

für ihn verletzend oder ehrwidrig sei, – stattdessen berief er für den 24. Januar eine Synode nach Worms [ein]. Eine gewaltige Zahl von Kirchen- und Laienfürsten war zugegen, man redete sich in Erbitterung und Ablehnung hinein und beschloss feierlich die „Absetzung“ des Papstes und die Absage an ihn. Das Schreiben, in dem das dem Papst mitgeteilt wurde, ist uns noch erhalten und zeugt von der Erbitterung und Schärfe, mit der der Kampf geführt wurde:

„Heinrich, nicht durch Anmaßung, sondern durch Gottes heilige Einsetzung König, an Hildebrand, nicht mehr den Papst, sondern den falschen Mönch (Hildebrando iam non apostolico, sed falso monacho). Du hieltest unsere Demut für Furcht und hast dich deshalb auch nicht gescheut, gegen die königliche Gewalt selber, die uns von Gott verliehen ist, dich zu erheben, und du hast die Drohung gewagt, sie uns zu nehmen, als wenn in deiner und nicht in Gottes Hand die Königs- und Kaiserkrone wäre. ... Mich, der ich, wenn auch unwürdig, unter den Gesalbten des Herrn zur Herrschaft gesalbt bin, hast du angerührt. ... Weil du Gott nicht fürchtest, entehrst du mich, den von ihm Eingesetzten. ... Du also, ... durch das Gericht aller unserer Bischöfe und unsern Spruch Verdammter, steige herab, verlass den angemessenen Apostolischen Stuhl! ... Ich, Heinrich, von Gottes Gnaden König, mit allen meinen Bischöfen sage Dir: Descende, descende! Steige herab! Steige herab! Du durch alle Jahrhunderte zu Verdammender!“

Gregor antwortete in der Fastensynode 1076 mit dem Bann (Exkommunikation) – ein gewaltiges Bewusstsein seiner durch Petri Schutz unerschütterlichen Gewalt (Lortz) spricht aus dem Schreiben:

„Im Namen des allmächtigen Gottes spreche ich ab dem König Heinrich ... die Herrschaft über das gesamte Reich, Deutschland und Italien, und entbinde alle Christen von dem Bande des Eides, den sie ihm geleistet haben oder noch leisten werden, und verbiete jedem, ihm als einem König zu dienen.“

Das schlug ein, die hohen Kirchenfürsten rückten vom König ab und im niederen Klerus und Volk herrschte schwerste Verwirrung. Zum Reichstag, den der König für Pfingsten 1076 nach Worms ausschrieb, erschien fast niemand. Die Sachsen erhoben sich. Der Papst empfahl die Wahl eines neuen Königs, sofern Heinrich nicht Buße tue und einlenke. Schon waren die Fürsten dabei, im Oktober 1076 einen Gegenkönig zu

wählen (Tribur), schon brach Gregor nach Norden auf, um in Deutschland selbst den Schiedsspruch zu fällen, da entschloss sich Heinrich im härtesten Winter zum Gang nach Canossa, wo er vor den Toren der Burg von 25.-27. Januar als Büßer um die Lösung von Bannstrahl bat, die ihm der Papst als Priester nicht versagen konnte. Damit hatte er als Mensch wohl sich verdemütigt, als Christ aber sich die Achtung der Gläubigen wiedererrungen und politisch das Spiel gewonnen. Freilich wurde im März 1077 gleichwohl ein Gegenkönig gewählt: Herzog Rudolf von Schwaben, und durch Jahre hindurch tobten nun die Kämpfe gerade auch in unserer schwäbischen Heimat. Heinrich wurde 1080 ein zweites Mal gebannt, doch der größte Teil des Episkopats hielt diesmal treu zu ihm. Heinrich zog 1081 nach Italien, eroberte Rom, der Papst musste fliehen und starb am 25. Mai 1085 in Salerno.

Äußerlich unterlegen, war in Wirklichkeit der Sieg des Reformpapstes schon entschieden. Seine Nachfolger konnten sich der überwältigenden Kraft seiner Persönlichkeit, seiner Gedanken und Forderungen nicht mehr entziehen und führten den Kampf in seinem Geiste weiter, bis er 1122 mit dem Wormser Konkordat endigte – nach 50 Jahren! Das Wesentliche war nun doch erreicht:

- Verzicht des Königs und der Fürsten auf Simonie,
- freie Wahl der Bischöfe und Äbte durch die Geistlichen,
- Verzicht des Königs auf Investitur mit Ring und Stab (erst den bereits Gewählten belehnte der König mit den weltlichen Besitzungen durch die „Investitur“ mit dem Zepter).

Freilich hatte auch der König nicht ganz umsonst gekämpft: „Er hatte das Recht, bei der Wahl zugegen zu sein und bei zwiespältiger Wahl die Entscheidung zu geben. *„Ich gewähre wahren Frieden dir und allen, welche während dieses Streites auf deiner Seite standen“*, schloss der Papst das Dokument, und der Chronist erzählt, wie das Volk an jenem Herbsttag auf der Rheinebene bei Worms nach Verlesung der Dokumente jubelnd in die Knie sank, während der päpstliche Kardinallegat dem König und seinen Anhängern die Absolution erteilte und die heilige Kommunion reichte. *„Discessun es ab omnibus cum infinita laetitia.“* (Chron. Urspr.)

Mit diesem Sieg der Reform, der Kirche, die aufgrund ihrer göttlichen Stiftung und universalen Sendung und religiösen Aufgabe frei sein wollte von staatlicher Gewalt und weltlichen Aufgaben, war in Wirklichkeit viel

mehr erreicht als die Beseitigung einzelner Missstände: Die abendländische Kirche war unter der überragenden Macht des Papsttums zu einer neuen religiösen Einheit zusammengeschlossen, ja, man kann sagen, dass „erst Cluny und Gregor VII. das Abendland zu einem wirklich christlichen Gebilde gemacht“ haben. (Lortz)

Dass dies trotz der ungeheuren Widerstände gelungen ist, gerade in Deutschland, verdankt die deutsche Kirche einem kirchengeschichtlichen Ereignis, das sich auf unserm engsten Heimatboden vollzogen hat und wovon wir nunmehr sprechen wollen: Der H i r s a u e r Bewegung.
||09||

Die Vorgänge in Oberschwaben

In das Kloster H i r s a u im Schwarzwald war mit Abt W i l h e l m ein neuer Geist eingezogen. Als vollends 1077 der große Abt von Cluny selbst, Hugo, längere Zeit dort geweiht hatte, entschloss man sich begeistert zur Übernahme der cluniazensischen Gewohnheiten. Hirsau wurde dadurch zu einem Zentrum der gregorianischen Reformpartei; bereits 1077 feierte der Gegenkönig Rudolf von Schwaben dort das Pfingstfest. Ein wirklich erneuertes Mönchtum gewann damit Gestalt. An die oberste Stelle wurde der vollkommene Gehorsam gegen die Oberen gerückt – ähnlich wie im Refomationskampf bei den Jesuiten –, großartige Entfaltung des Gottesdienstes und gesteigertes Beten und Psalmensingen, strengeres Fasten und hartes Schweigegebot, das eine eigene Zeichensprache notwendig machte. Diese Mönche, mit höchstem Eifer erfüllt, wurden nun eine wahre Kampftruppe in der Hand der geistlichen Führer.

Die Hirsauer Mönche verbreiteten sich nun gerade in den Jahren des heißesten Kampfes in einem wahren Siegeszug vor allem in Schwaben, aber auch in Kärnten, Bayern, Franken und bis nach Thüringen hinauf, teils in vollkommen neuen Gründungen, teils indem bereits bestehende Klöster ihre Satzungen annahmen und von Hirsau Abt und Mönche erbauten. Aus unserem näheren Bereich seien nur folgende genannt:

Schaffhausen - Allerheiligen 1080,
Petershausen bei Konstanz 1084,
Zwiefalten 1089,
Blaubeuren 1090,
St. Blasien 1092,

Wiblingen 1093

Ochsenhausen 1093,

Altdorf (Weingarten) 1094,

Neresheim 1094,

und Isny 1096, gegründet durch den Grafen Manegold von Veringen-Altshausen, dem Bruder des großen Hermannus Contractus – vermutlich der Verfasser des „*Salve Regina*“ –, einem unentwegten Anhänger Gregors. Diese Klöster alle bekamen gewaltigen Zulauf, nicht mehr nur, wie in den alten Reichsklöstern, aus den Reihen des Hochadels, sondern auch denen des niederen Adels und der Freien. Wir wissen von vielen Fällen, wo alle Brüder miteinander eintraten und ihr Erbe als Mitgift dem Kloster vermachten. Auf diese Weise ist zum Beispiel 1094 Eisenharz und Siggen an das Kloster Allerheiligen gekommen, als ihre Besitzer, die Edelherren von Willatz, ins dortige Kloster eintraten.

Das bringt uns nun auf einen sehr wichtigen Punkt. Die Hirsauer entfalteten ihre entschlossene und eifrige ||10|| Tätigkeit zugunsten der Reform nicht nur in den Klöstern, sondern auch in den ausgedehnten Besitzungen, die oft weit ins Land hinaus sich erstreckten. So besaß, um Beispiele aus der nächsten Umgebung zu nennen, das Kloster Petershausen Aichstetten und Arnach, Allerheiligen hatte Besitz in Eisenharz und Herlazhofen, St. Gallen – das sich Hirsau nicht anschloss – besaß Wangen und Kiblegg. Das Kloster verwaltete in diesen Besitzungen die Pfarreien durch Vikare, auf den Klosterhöfen verwalteten Klosterbrüder – meist zwei oder drei – die Klosterhöfe und trugen zugleich ihre Reformgedanken und ihren Erneuerungswillen bis in die bäuerliche Bevölkerung des letzten Dorfes hinein. Es kam zu einer wahren geistigen Erweckungsbewegung. Der zeitgenössische Geschichtsschreiber *B e r t o l d* erzählt uns darüber: „*Selbst auch auf den Dörfern trachteten zahllose Bauerntöchter, der Ehe und der Welt zu entsagen und in Folgsamkeit gegen irgend einen Priester zu leben. Aber auch wer verheiratet war, bemühte sich, ein geistliches Leben zu führen und den Geistlichen mit der größten Demut zu gehorchen. Ein solcher Eifer blühte vorzüglich im Land S c h w a b e n, wo sich sogar viele Dörfer völlig dem geistlichen Leben ergaben und sich unaufhörlich bemühten, in der Heiligkeit der Sitten sich gegenseitig zu übertreffen.*“¹⁰ Diese Erneuerung von innen heraus und von unten herauf war auch der Grund, weshalb die Gegner Gregors

¹⁰ Bertoldi chron., p. 453.

und der Reform auf die Dauer doch verlieren mussten: Der Papst hatte die zutiefst christlichen und religiösen Gedanken für sich und die besaßen im doch mehr jenseits gerichteten Mittelalter zuletzt doch die entscheidende Kraft und setzten sich durch. Allerdings nicht ohne Kampf. Gerade in Oberschwaben ging es hart auf hart und tobte der Streit am härtesten, ein Kampf nicht bloß mit Reden oder Schriften – an denen es auch nicht fehlte: An die 80 *libelli de lite* sind uns erhalten –, sondern mit dem Schwert, mit Blutvergießen und Verwüstung.

Die süddeutschen Fürsten, Rudolf von Schwaben, Welf von Bayern und Berthold von Kärnten standen gegen den König – weniger aus kirchlichen Gründen, als um ihre Herzogsmacht zu steigern. Für Heinrich entschieden sich die mächtigen Bischöfe von Konstanz (Otto) und Augsburg (Embriko) und St. Gallen. Man musste sich entscheiden. Der Zwiespalt ging hinein bis in die Familien. Graf Otto von Buchhorn (jetzt Friedrichshafen), der damals zugleich Gaugraf im Argengau und Alpgau war, entschied sich für Heinrich, sein Bruder, Graf Markward von Bregenz, schlug sich auf die Seite des Gegenkönigs Rudolf von Schwaben. Ebenso die Welfen von Ravensburg, die Grafen von Marstetten und Kirchberg, die Klöster Kempten, Ottobeuren und Füssen. Heinrich selbst zog ||11|| von Bayern herüber und richtete im Frühjahr 1077 furchtbare Verwüstungen an – einmal im Harnisch, war er kein Guter! In den folgenden Jahren war gerade Schwaben am wildesten umkämpft. Im November 1078 brach Heinrich IV. zum zweiten Mal in Oberschwaben ein und diesmal waren es vor allem die Stammgüter des Bayernherzogs Welf in Altdorf-Weingarten, über die er brennend und sengend herfiel. Das Jahr darauf führten seine Anhänger, Abt Ulrich von St. Gallen und der Graf des Alp- und Argengaus, Otto von Buchhorn, den Kampf weiter und eroberten Bregenz und setzten den papsttreuen Markward von Bregenz gefangen. Nun begann, noch im gleichen Jahre, Herzog Welf einen Rachezug gegen die St. Gallener Besitzungen im Alp-, Argen- und Nibelgau und hielt ein furchtbares Strafgericht. Damals bekam, wie der Geschichtsschreiber Baumann ausführt, „*der bis dahin öde Bregenzer Wald seine ersten Ansiedler, indem das Landvolk aus dem verheerten Seeland in seine Wildnis floh und hier sichere Stätten sich reutete.*“¹¹

¹¹ BAUMANN, Franz Ludwig: Geschichte des Allgäus. Drei Bände. Kempten, 1894. Hier: I, 259.

Der Kampf tobte in den folgenden Jahren weiter. „*Per Sueviam incendia caedes praedationes utrimque fiunt. Plerique vici cum ecclesiis cremantur*“¹² – „*Durch ganz Schwaben wird auf beiden Seiten niedergebrannt, gemordet und geplündert, die meisten Dörfer samt ihren Kirchen sind abgebrannt*“, berichtet ein Chronist zum Jahre 1083. Heinrich hatte Friedrich von Staufen als Gegenherzog aufgestellt, die Gegorianer dagegen vertrieben Otto von Konstanz und setzten einen Hirsauer Mönch, den Freund des späteren Papstes Urban II., Gebhard von Zähringen, als Bischof ein. Zwei Bischöfe, zwei Herzöge – die Verwirrung auch der Gutwilligen war furchtbar. Aber Gebhard III. war eine gewaltige Persönlichkeit und setzte sich mehr und mehr durch. Der Einfluss der Hirsauer wurde, wie wir schon hörten, immer bestimmender, immer weitere Kreise der erregten Bevölkerung schlossen sich ihnen an, und schließlich ebte auch in unserm Land der Kampf langsam ab.

Dass er nie, auch von der königstreuen Gegenseite, mit letzter Brutalität geführt wurde und dass man doch – bei aller Erbitterung und Leidenschaftlichkeit – sich ein Gefühl für das Heilige und Unantastbare bewahrte, beweist die geschichtlich nachweisbare Tatsache, dass nicht ein einziges Hirsauer Kloster im Kampf von den Gegnern zerstört wurde. Freilich war das Elend, das der Streit hinterließ, groß genug. Das Land war zur Wüste geworden, Hunger und Seuche die Folge. „*So selten wurden Zugtiere, dass die Menschen sich selbst vor den Pflug spannen mussten.*“ (Baumann) Seit dem Jahre 1096 war endgültig Ruhe, die kirchliche und staatliche Einheit in Schwaben wiederhergestellt – aber um welchen Preis! ||12||

Um welchen Preis? Hier scheiden sich die Geister. Die Banausen der Geschichtsschreibung halten diesen Kampf, der einer der schwersten der deutschen Geschichte war, für sinnlos, – die antikirchliche Geschichtswissenschaft bedauert sein Ende. Aber schon die unvoreingenommene nicht-katholische Beurteilung ist heute gerechter und steht in Ehrfurcht vor Cluny und Gregor. In diesen Kämpfen zwischen Kirche und Staat, die sich durch die Jahrhunderte wiederholen und die wir in der jüngsten Gegenwart in aller Schärfe selbst miterlebten, wird der Christ sich auf eine höhere Ebene stellen müssen und aus großer Sicht urteilen. Sicher hat Gregor in manchen Dingen sein Ziel zu weit gespannt und Forderungen

¹² Annales augustani zu 1083, M.G.h.SS.III

übertrieben – wenn wir das lesen, was 900 Jahre später Leo XIII. über Staat und Kirche schrieb, so sind hier die beiderseitigen Grenzen viel klarer und maßvoller abgesteckt! Aber das ist nicht wesentlich. Wesentlich ist, ob Gregor im Grundsatz recht gehabt hat, dass die Kirche als übernatürliche und weltumspannende Heilseinrichtung frei sein müsse von staatlicher Bevormundung und allzu starker Verklammerung in's Irdische. Und hier hat er recht gehabt, die Geschichte beweist es. Was wäre aus der Kirche insgesamt und erst recht aus der deutschen Kirche geworden, wenn er dem Kampf aus dem Wege gegangen wäre? Welch ein Segen kam über die Kirche durch seine Befreiungstat, durch Cluny und Hirsau – nicht zuletzt auch in unserer Heimat, die unter diesem Kampf so sehr gelitten hat. Damit leugnen wir nicht, dass auch die Gegenseite ihre guten Gründe hatte und vom engen Blickfeld des Tages aus vielleicht recht zu handeln meinte. Aber, in diesen schweren Fragen, wo Kirche und Staat, Ewiges und Zeitliches gegeneinander abgewogen werden, geht es eben nicht darum, ob der Gegengrund auch etwas wiegt, sondern darum, was schwerer wiegt. Und hier hat sich der christliche Mensch zuletzt – und wenn es dabei auch zu menschlichen Tragödien kommen kann, wie in der Frage des Priesterzölibats, oder zu nationalen Benachteiligungen, wie in der Investiturfrage, – doch nach dem ganzen Ernst des Herrenwortes zu entscheiden: *„Was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewänne, aber an seiner Seele – an seinen höchsten Gütern – Schaden nähme.“* Zu dieser Erkenntnis ist man nach harten Kämpfen, der Herzen und der Schwerter, damals gekommen, und zu dieser Erkenntnis muss nach all dem Furchtbaren, was ein vergötterter Staat über uns gebracht hat, heute auch unser Volk sich durchringen. Fragen und Kämpfe dieser Art werden auch in Zukunft nicht ausbleiben. Denken wir an die Frage der Konfessionsschule. Selbstverständlich hat auch hier die Gegenseite Gründe, die wiegen und an sich ernstzunehmen sind, aber der verantwortliche christliche Mensch muss sich auch hier und heute die Frage stellen nach dem, was schwerer wiegt und entscheidend ist.

Jedes Jahrhundert steht in diesem Ringen um Zeitliches und Ewiges, aber jedes Geschlecht soll auch daran denken, dass all diese Fragen schon einmal durchkämpft und durchlitten wurden, und nicht voreilig und leichtfertig abtun und bekritteln, was als Ergebnis eines mehr als tausendjährigen Ringens vor ihm steht. In der Erregung des Augenblicks und in der Leidenschaftlichkeit der Tage geschah es damals und geschah

es in den vergangenen Jahren, dass viele nicht mehr klar sahen, sich falsch entschieden haben und fest überzeugt waren, recht zu handeln. Die Geschichte urteilt heute gerecht über jene, die, weil es ihnen um die Sache ging, schließlich doch den Weg zur rechten Ordnung fanden; die Geschichte wird auch über den deutschen Kampf der letzten Jahrzehnte einmal gerechter urteilen als es heute die Gegenwart tut, wenn die Irrenden von gestern h e u t e sich besinnen und mit rechtem Ernst und Urteil Kirche und Staat, Zeitliches und Ewiges gegeneinander abzuwägen wissen. Für sie alle hat dann die Kirche immer noch das Wort bereit, mit dem Papst Calixt den Schlußstrich unter das 50-jährige Ringen zog:

*„Ich gewähre wahren Frieden Dir und allen,
die während dieses Streites auf deiner Seite standen.“*

(Pact. Calixt.)¹³

¹³ P. Reinhard KEMPTER hat das Datum 09.11.1946 am Ende notiert – vermutlich das Datum der Fertigstellung.

3. Vortrag:

VON GOTTESDIENST, VOLKSFRÖMMIGKEIT UND KIRCHENREGIMENT IN ALTER ZEIT

Wenn wir das Feld der Geschichte überblicken und von den Dingen sprechen, die einmal waren, so sehen wir überall Wandel und Vorgehen.

*„Wo heute ein Garten blüht, da ist morgen eine Wildnis,
und wo früh ein Volk wohnt, da haust bei Nacht das Verderben ...“*

Sprechen wir aber, wie wir es heute tun wollen, über die Kirche der vergangenen Jahrhunderte, so wissen wir, dass in beiläufigen und unwesentlichen Dingen wohl auch bei ihr der Wandel der Jahrhunderte statt hatte, dass aber in ihrem eigentlichen Wesen und Leben die Kirche als einzige geschichtliche Erscheinung immer die gleiche und immer jung geblieben ist.

*„Du bist das einzige Zeichen des Ewigen über dieser Erde,
Du bist's, die über allen Gräften betet“,*

sagt Gertrud von Le Fort ergreifend.

*„Deine Diener tragen Gewänder, die nicht alt werden,
und deine Sprache ist wie das Erz deiner Glocken.
Deine Gebete sind wie tausendjährige Eichen,
und deine Psalmen haben den Atem der Meere ...
Du bist wie eine beständige Flamme über wirbelnder Asche!
Du bist wie ein Türm inmitten reißender Wasser!“*

In dem erhabenen Bewusstsein, dass die Kirche immer noch unter uns lebt und wirkt, lebendig, machtvoll und ewig, eine Beglückerin des Menschen und eine Gestalterin der Völker, treten wir den Gang in die vergangenen Tage an.

Wir sprechen zuerst vom ‚Kirchenregiment‘, vom äußeren Aufbau und der kirchlichen Ordnung in unserer Heimat; dann wollen wir, aus der Fülle des Stoffes das Wichtigste streifend, über die kirchliche Gottesdienstfeier handeln, um schließlich zu sehen, wie sich Glaube und kirchliche Betätigung im Volksleben ausgewirkt haben.

I. Das Kirchenregiment

An einem Urlaubssonntag des Jahres 1943 fuhr ich bei strahlendem Sonnenschein von Friedrichshafen über Meersburg nach Konstanz hinüber. In einem strahlenden Bild bot sich da dem wissenden und nachdenklichen Beschauer die ganze glanz-||02||-volle und auch wechselvolle kirchliche Vergangenheit unserer schwäbischen Heimat dar. Es ergriff mich, als ich im heutigen Münster, der ehemaligen Kathedrale der Konstanzer Fürstbischöfe, stand und daran dachte: Von hier aus sind durch 1300 Jahre alle Neugeweihten hinausgezogen, hier wurden alle schweren Entscheidungen gefällt und alle Kämpfe ausgetragen, von hier strömte über ein Jahrtausend der Segen des Gotteswortes und der Gottesgnade in unsere Heimat herein. Und dann in der Stadt die tausend Erinnerungen an jene große Zeit, am Hafen das ehrwürdige Konzilsgebäude, in dem eine der schwersten Stunden der Christenheit überwunden wurde, als hier 1414-18 das Konzil tagte und das große Schisma beendet wurde. Und auf der Heimfahrt grüßte uns von der Seite herüber die herrliche Reichenau, die der alten Diözese so manchen würdigen Bischof geschenkt hat, und hoch herab leuchtete im Abendglanz die Meersburg, auf der seit den Tagen der Reformation die Fürstbischöfe von Konstanz fast durchweg ihre Residenz hatten. Doch ich eile den Dingen voraus.

Kurz vor 600 war die Konstanzer Diözese endgültig gegründet worden und seit dem 8. Jahrhundert lagen die Grenzen des Bistums fest. Es war die größte Diözese Deutschlands und umfasste den ganzen Raum des einstigen alamannischen Stammes. Im Süden schloss sie den größten Teil der deutschsprechenden Schweiz ein – weit über den Vierwaldstättersee stieß sie hinab bis an den Thuner See, im Westen reichte sie bis an den Rhein – der ganze Breisgau gehörte zu ihr, dann zog sich die Grenze an Freudenstadt vorbei über Ludwigsburg und Waiblingen (nördlich von Stuttgart) herunter über Göppingen und Ulm, dann der Iller entlang nach Kempten bis herab nach Oberstdorf und von hier über Mittelberg und Hohenems herein ins heutige Vorarlberg. Die Diözese war eingeteilt in 10 Archidiakonate und 64 Dekanate. Auf Oberschwaben verteilten sich drei Archidiakonate:

1. Das Archidiakonat Allgäu mit den Dekanaten Bregenz, Lindau (wozu auch Wangen gehörte), Teuringen, Ravensburg und Isny. Das alte Dekanat Isny hatte im Osten von Martinszell und Memhölz über Kempten bis nach Aitrach herauf die Iller zur Grenze, dann zog es sich

über Seibranz, Gospoldshofen hart an Wurzach vorbei über Arnach, Rötsee, Karsee, Ratzenried, Eglofs nach Wengen und Rechtis wieder der Iller zu. W u r z a c h hingegen gehörte nicht mehr zum Dekanat Isny, auch nicht zum Archidiakonat Allgäu, sondern bereits zum ...

2. Archidiakonat Illergau, welches die Dekanate Laupheim, Dietenheim, Biberach und Waldsee bzw. Wurzach umfasste. Im Protokoll der Konstanzer Synode vom Jahre 1567¹⁴ wird ausdrücklich das *Decanatus oppidi Wurtzach* erwähnt, welches den Dekan Blasius Hag (Pfarrer von Eintürnen) und den Kamerer Bartholomäus Kyblin (Pfarrer von Ziegelbach) als Vertreter schickte. Das Dekanat Wurzach bestand bis zur Errichtung der Diözese Rottenburg.

3. Das dritte Archidiakonat war das Archidiakonat ‚Rauhe Alb‘, zu welchem u. a. die Dekanate Saulgau, Mengen, Riedlingen, Ehingen, Ulm, Münsingen, Reutlingen, Göppingen, Esslingen und Canstatt gehörten. Diese Landdekanate sind uns sicher bezeugt für das Jahr 1130, ihre Abgrenzung scheint in Anlehnung an die politisch-geographischen Gaue und Untergaue vorgenommen worden zu sein.¹⁵

Zunächst war es nun im hohen Mittelalter so, dass der *B i s c h o f* die meisten Geschäfte von Wichtigkeit persönlich erledigte. Zu Kirchen- und Altarweihen, bei hohen kirchlichen und staatlichen Anlässen, ja selbst bei Schlichtung von Streitigkeiten ist uns die persönliche Gegenwart des Konstanzer Bischofs in den Gauen unserer engeren Heimat immer wieder bezeugt. Viele und treffliche Gestalten finden wir in der langen Reihe der Konstanzer Fürstbischöfe, deren Namen uns für ein ganzes Jahrtausend lückenlos erhalten sind, darunter die beiden Heiligen Konrad (935-975) und Gebhard (979-995), Männer, die gewaltig in die Geschichte des Reiches eingegriffen haben, wie Gebhard III. von Zähringen, und vom 16.-18. Jahrhundert eine ganze Reihe bedeutender Kardinäle. Noch leuchtet uns ein Schimmer vom Glanz der alten Tage auf, wenn wir auf vergilbten Hirtenschreiben und höchsten Entscheidungen den feierlichen Titel lesen: *„Der hochwürdigste und erlauchteste Vater und Herr in Christus Franciscus Conradus Freiherr von Rodt, durch Gottes Gnade Bischof von Konstanz, der heiligen römischen Kirche Kardinalpriester,*

¹⁴ FDA (Freiburger Diözesan-Archiv). Freiburg, 1892, Band XXII, S. 224, Nr. 50.

¹⁵ WILLBURGER, RMS (= Rottenburger Monatsschrift für praktische Theologie) 14, S. 257.

Fürst des heiligen römischen Reiches, Herr auf Reichenau und Öningen, des erlauchten Johanniterordens zu Malta Großkreuzträger und Protektor ...“ usw.

Vom 12. Jahrhundert ab begegnen uns dann auch in Konstanz Weihbischöfe. Zunächst waren es wohl von ihren Wohnsitzen vertriebene Bischöfe – ein Fall, der in der Zeit der Kreuzzüge und Türkenkriege oft eintrat –, die dann der Bischof aufnahm und zu Weihehandlungen heranzog. Allmählich aber gewöhnte man sich an diese Einrichtung eines Gehilfen im Bischofsamt. Bis zur Reformation waren es fast durchweg Franziskaner und Dominikaner (FDA VII und IX), was nicht zu verwundern ist, da außer am Bischofssitz fast nur in den Orden und Klöstern die hohe Theologie gelehrt wurde und zu lernen war. ||04||

Ursprünglich hatte der Bischof nur einen *A r c h i d i a k o n*, der ihm in der Oberaufsicht über die Pfarrgeistlichkeit und in der Handhabung der Kirchenzucht zur Seite stand. Nach der Einrichtung der Landdekanate aber wurden mehrere eingesetzt und jedem sein Amtsbezirk zugewiesen. Einmal im Jahr mussten sie die Geistlichen des Archidiakonates zusammenerufen, hatten die kirchlichen Vergehen zu ermitteln und konnten sogar den Kirchenbann verhängen und wieder aufheben. Auch das Sendgericht, an dem aus jeder Pfarrei sieben ehrenwerte Männer mitwirkten, unterstand ihnen.

Waren die Archidiakone so gleichsam Stellvertreter des Bischofs mit großen Gewalten und strengen Richtlinien, so waren die *D e k a n e* mehr die Mittelspersonen zwischen dem Bischof und ihren Geistlichen. Der Dekan führte die unmittelbare Aufsicht über die Pfarrer des Dekanats. Um ihm diese Aufgabe in den oft großen Dekanaten zu erleichtern, hat man nach der Reformation die Dekanate aufgeteilt in sog. Regiunkeln (etwa 6-8 Pfarreien), an deren Spitze der Deputatus stand, ein Titel, den wir heute noch oft auf alten Grabinschriften von früheren Pfarrern lesen können. Jeden Monat kamen die Geistlichen mit dem Dekan zum ‚Kapitel‘ zusammen – eine Gewohnheit, auf deren getreue Beobachtung die Visitatoren des Konstanzer Bischofs besonders seit dem Konzil von Trient sehr streng gesehen haben. Von diesen Versammlungen bekamen dann die Landdekanate die Bezeichnung ‚Ruralkapitel‘. Hier gab der Dekan, wie er es heute noch tut, die ihm zugegangenen Weisungen bekannt, die Pfarrer mussten Rechenschaft ablegen über die Verwaltung ihrer Pfarreien und über den Stand der Seelsorge. Eine wichtige Aufgabe, die

ihm oblag und die ihm genug Sorge und Arbeit gemacht haben wird, war, darauf zu sehen, dass der Zehnt an den Bischof und die verschiedenen Abgaben korrekt und zur rechten Zeit entrichtet wurden. Eine ganze Anzahl von Landkapitelsstatuten aus der Zeit vor der Reformation sind uns in Oberschwaben erhalten geblieben. Aus ihnen ersehen wir, dass die Dekane bei uns von Anfang an gewählt wurden. Auch die Vornahme der Investitur oblag ihm. In Rottweil musste ihm der neue Pfarrer für die Arbeit „ein ordentliches Paar Stiefel“ stiften. Die Dienstreisen machte er hoch zu Ross und die Geistlichen, denen der Ritt galt, waren verpflichtet, nicht nur das oft schwer strapazierte Dekanatspferd zu versorgen, sondern auch den Knecht und die sonstige Begleitung des Dekans zu verköstigen. Gegen Geistliche, die widersetzlich waren oder einen, Ärgernis erregenden Lebenswandel führten, konnte er nicht nur mit hohen Geldstrafen, sondern sogar mit Amtsenthebung und Exkommunikation einschreiten. Dass es bei den Kapiteln mitunter auch ganz munter herging, können wir noch den alten Isnyer Statuten entnehmen, die dem Dekan das Recht gaben, allzu ‚Wein‘-Frohen das köstliche Getränk mit einem ausreichenden Quäntchen ernüchternden Wassers zu ‚taufen‘! Das Verhältnis zwischen Pfarrgeistlichkeit und Dekan muss ein herzliches und vertrauliches gewesen sein. In den alten Dekanatsakten von Isny, die z. Z. in Urlaub liegen, findet sich eine Mitteilung des Kammerers von Beuron über das Ableben des verstorbenen Dekans, der sie alle nun als Waisen zurückgelassen habe, und die Ankündigung einer Neuwahl – beides Schreiben aus dem Jahre 1557, die im Geist edelster Anhänglichkeit und wahrer Brüderlichkeit geschrieben sind.

Draußen auf den Pfarreien aber, in den kleinen Dörfern mit den niedrigen und strohgedeckten Holzhäusern, lebten und wirkten die P f a r r e r, die ‚plebani‘, die Leutpriester, wie sie damals im Unterschied zu den Mönchen und Ordensgeistlichen genannt wurden. Wir kennen Pfarrer mit Namen schon aus der Zeit vor 1200 aus unserer Umgebung. (cfr. Baumann I, 399) In der *Chronica Monasterii Isnensis*, von der die schönere Handschrift in Schloss Zeil aufliegt, wird für das Jahr 1182 erzählt, wer alles zum Neubau des Klosters mit Gaben beigetragen habe: Die Klöster von Altshausen, Kempten, Ottobeuren und St. Gallen, der Leutpriester von Wangen, die Dekane von Gestraz und Essendorf, die Leutpriester von Leutkirch, Christazhofen, Eisenharz, Haisterkirch, Zeil u. a. (Schmid, 131) Die Pfarreien waren zunächst groß und es war feste

Einrichtung, dass der Pfarrer nicht allein in der Seelsorge blieb. Streng war es dem Pfarrer verboten – und das galt bis ins 18. Jahrhundert herein, eine Nacht außerhalb der Pfarrei zu verbringen.

Die *B e r u f s a u s b i l d u n g* lässt sich mit der heutigen nicht vergleichen. Der heilige Bischof Ulrich von Augsburg (923-973) glaubte viel zu verlangen, wenn er bestimmte, der Priester müsse in der Glaubenslehre, in der Liturgie und in der Kirchenlehre tüchtig bewandert sein; er müsse das ‚Vater unser‘, das apostolische und athanasianische Glaubensbekenntnis lateinisch und deutsch, sowie des hl. Gregor Predigt von den 70 Jüngern auswendig wissen. Wo sich das nicht erreichen lasse, solle der Priester die Messgebete, wenn er sie auch nicht verstehe, doch mindestens gut lesen und deutlich aussprechen können. Nur wenige Priester konnten hohe Schulen besuchen, zudem gab es ja noch keine gedruckten Bücher. Die meisten wurden, wenn sie den geistlichen Stand ergreifen wollten, zu einem älteren Priester gegeben, einem ‚Priestervater‘, der ihm die wichtigsten Kenntnisse beibrachte und belehrte über alles, was er brauche „zu einem ||06|| gueten Prüster geseyn“.

Bei *P r i m i z e n* ging es schon im Mittelalter hoch her. Mit Pfannen und Möbeln aller Art machte man den Opfergang und verhalf so dem Neugeweihten zur Aussteuer. Im Übrigen hatte jeder Pfarrer seine Widdum (mindestens 12 Jaucherte), die er selbst mit Knechten und Mägden umtrieb, zudem stand ihm der Zehnt zu von allen Groß- und Kleinfrüchten, wovon er allerdings einen Teil dem Patron oder Vogt abliefern musste. Bei der Eintreibung dieses Zehnten gab es oft genug Schwierigkeiten und Ärger aller Art. In Eisenharz streikten die Bauern noch 1714 ein ganzes Jahr und gaben erst nach, als sie der Bischof mit Exkommunikation und Interdikt bedrohte. Auch die vielen anderen Dinge, die er für seine Kirche benötigte, das Wachs für die Kerzen, das Öl für das Ewige Licht, wurde von der Pfarrei in jährlichen Abgaben bestritten. In diesen wirtschaftlichen Angelegenheiten unterstützten ihn die zwei ‚Hailligenpfleger‘ (Kirchenpfleger), die er dafür dann und wann zu einem *prandium honestum*, zu einem Essen, das sich sehen lassen kann, einzuladen hatte - sambt „gemahel“!

Getauft wurde in früherer Zeit nur zweimal im Jahr, am Osterabend und am Pfingstabend, und zwar wurde das Kind dreimal in das Taufbecken eingetaucht. Die Taufnamen waren bis ins 14. Jahrhundert herein, mit Ausnahme von ‚Hanß‘ (Johannes) und Anna, vorwiegend deutsch: In ei-

nem *Anniversarium* meiner Heimatgemeinde, das nachweislich ins frühe 14. Jahrhundert zurückreicht, finden sich vor allem folgende Namen: Clauß, Eberhard, Konrad, Ludolf, Heinrich, und unter den Frauennamen: Elline, Guta, Ute, Elße, Adelheit. Für die kirchliche Trauung hatte das Brautpaar dem Pfarrer zwei Maß Wein zu geben, und bei der Osterbeicht schob das Beichtkind alljährlich eine Sondergabe durch die Öffnung des Beichtstuhls.

Das Verhältnis zu den Pfarrkindern war ein patriarchalisches. Der Seelsorger durfte in viele Dinge hineinreden und niemandem fiel es ein, ihn auf seine Zuständigkeit aufmerksam zu machen. Noch 1737 befiehlt der bischöfliche Visitator von Konstanz den Geistlichen des Kapitels Isny, sie sollten von Zeit zu Zeit in die Häuser gehen und nachsehen, was da alles gelesen werde (*visitent aedes ac libellos suorum parochianorum*)! – Auf der andern Seite sahen sie ihn nicht in fernen Wolkenhöhen, sondern als einen, der unter ihnen war und gute und böse Tage mit ihnen teilte. Im Bayrischen muteten sie noch 1453 den Pfarrern zu, sie könnten eigentlich in ihren freien Stunden das Gemeindevieh hüten – aber daraus wurde nichts! Bei der überschäumenden Lebenskraft des noch jungen deutschen Volkes und bei der flüchtigen theologischen Bildung des Klerus blieb es nicht aus, dass auch viele Kleriker ||07|| als Kinder ihrer Zeit einen nicht immer geistlichen Lebenswandel führten: Bald war es zu weltliche Kleidung, bald das Waffentragen und Jagen, bald allzu bunte Festes- und Tafelfreuden, bald der Umgang mit Frauen und die schlechte Bewirtschaftung des Kirchengutes, wogegen die Bischöfe und Synoden immer wieder mit Strenge und Nachdruck vorgehen mussten. Das Volk hat über diesen Missständen, die es wohl beobachtete, doch nicht den Glauben verloren, sondern hielt es mit den Worten des Freidank:

*„Was der Priester mag begehnen,
Der Messe Reinheit bleibt bestehn.
Man kann in keinen Sachen
sie schwächer oder besser machen.
Die Messe und der Sonne Schein
bleiben immer licht und rein.“*

(Michael 2,50)

II. Die Gottesdienstfeier

Ja, die Feier des Gottesdienstes war und blieb die rechte Sonne des christlichen Mittelalters und von da aus fiel ein frohes und warmes Licht auf sein Leben, seine Kunst, sein Brauchtum und in seinen Alltag hinein. Man kann geradezu von einer ‚verkirchlichten Lebenshaltung‘ des Mittelalters sprechen¹⁶ und diese Freude und Selbstverständlichkeit, mit der unser junges aufsteigendes Volk im kirchlichen Raum lebte, sich wohlfühlte und aus ihm heraus in reichster Fülle auf allen Gebieten schuf und gestaltete, ist der unumstößlichste Gegenbeweis gegen jenes Wort vom Christentum als dem ‚Pfahl im Fleische‘ des deutschen Volkes. Greifen wir aus der Fülle z. B. die Feier des Sonntags heraus.

1. Die Feier des Sonntags

Die Glocken, deren Einführung uns schon früh bezeugt ist und die – im Gegensatz zu den südlichen Ländern – nicht angeschlagen, sondern geschwungen werden, laden zur Kirche. Alles kommt nüchtern, auch wenn man nicht zur Kommunion geht. Vor dem Gottesdienst wird das Weihwasser geweiht, dann zieht die ganze Gemeinde über den Gottesacker und besprengt die Gräber der Verstorbenen mit Weihwasser, an Ostern und Pfingsten sogar mit Taufwasser (Bamberg). Es folgt die Predigt. Es ist ein altes und immer wieder aufgewärmtes Märchen, dass die Kirche im Mittelalter kaum oder nur lateinisch gepredigt habe. Wir besitzen noch Predigtbruchstücke aus dem 9. und 10. Jahrhundert in deutscher Sprache (Michael 2, 113ff). Im Mittelalter ist viel und eifrig und – nicht zu vergessen – lange gepredigt worden und so galt es bis ||08|| ins letzte Jahrhundert herein.

Wir wollen eine Probe, den Schluss einer Weihnachtspredigt des Pfarrers Lohr von Kißlegg aus dem Jahre 1768 hören, die er dort *„in dem weitberühmten hochgräflichen Markt ... einem nicht weniger ansehnlich- als zahlreichsten auditorio, hoch-, mittel- und niederen Standespersohnen“* gehalten hat und drucken ließ:

„Non erat eis locus in diversorio. Sie hatten kein Orth in der Herberg. Thür und Thor waren verschlossen, also, dass sie sich endlich in

¹⁶ Vgl.: VEITH, Ludwig Andreas: Volksfrommes Brauchtum und Kirche im deutschen Mittelalter. Freiburg, 1936, 4ff.

einem armen Stall niederlassen und das göttliche Kind in eine Vichkrippe legen mussten. – Maria, die heiligste Mutter, gehet auch diser Tagen herum: Suchet für ihr göttliches Kind" söhnlichst ein Herberg. Und sie wird ihme nicht, wie ehemalen, abgeschlagen werden? Es kan und wird die Herberg am füglichsten anrichten unser Hertz ... Göttliches Kind: Vermenschter Gott! Wir seynd hierzu willig und bereit. Angelweit stehet dir offen unser Hertz. Würdige dich des Eintritts und unsere Sachen werden bald besser werden ..."

Alsdann folgen die langen Verkündigungen. Alle in die Woche fallenden Heiligenfeste und Fasttage, Verlöbnisse und Eheschließungen, alle Gedächtnisse und Jahrtage, bisweilen von Jahrhunderten her, wurden verkündigt und dann angesagt, in welcher Meinung das allgemeine Gebet gesprochen werde. Herrlich geschriebene Kalendarien (meist von Mönchen gemalt) finden sich heute noch in alten Pfarreien, z. B. in Gestraz und Beuren, aus denen wir die Art der Verkündigungen entnehmen können. Dem *Anniversarium* von Ennetach, das ja auch zur Herrschaft Waldburg gehört wie Wurzach, entnahm ich die Verkündigungsform, wie sie 1597 dort niedergeschrieben wurde:

„Heylige Zeitt und Tag, so uns gefallen sind uff dise zuokünftige wochen. Uff heut haben wir den heyiligen Sonntag, welcher genant wird der Versöhntag, darumb dass sich ain jeder Christenmensch mit Gott versöhnen soll. Wer sich die vergangene wochen versündigt hatt, soll er solche Sünd mit Betten und Almosengeben widerumb ablegen.

2. Auff N. ... ist uns gefallen das Fest des lieben hayllig N. ... und ... Auff dise zuokünftige wochen haben wir nit mehr namhaffte Haylligen; dise wollen euer Lieb und Andacht verehren ...

3. (für den geistlichen Stand) (Lasset uns beten:) ... den gaistlichen als für den allerhailigsten in Gott Vater und Papst N., für alle Patriarchen der römischen Kirchen, für alle Cardinal, Ertzbischöff, Bischöff, Prelaten und die gantze Priesterschaft, dass der allmechtige Gott ihnen möge geben Gnade und Einsprechung des Haylligen Gaists, damit sie ihrem uffgelegten und angenommenen Ampt wohl und recht mögen nachahmen und ihre befohlen Schäflein waiden ...

4. (für den weltlichen Stand) ... als für den allerdurchläuchtigsten und großmächtigsten Römischen Kayser N., für alle Kurfürsten,

Fürsten, Grafen und Herren, Ritter und Knecht, Hohe und Niedere weltliche Obrigkeiten. Und insonderheit für den Hoch- und wohlgeborenen ||09|| Herrn, Herrn N., des Hayllig Römischen Reichs Erbtruchsesses, Freyherrn zur Waldpurg, Herrn zu Scheer und Trauchpurg ... und ihrer gnedigen Gemahel, junge Herren und Fräulein, und dann für ain gantze ersame christenliche gemaind dises löblichen Kirchsprengels.

5. für die Sünder,

6. für alle christgläubige „schwangers Frauen, dass der güetig Gott sye wölle erfrewen mit einem fröhlichen anblick Ihrer geburt“,

7. für alle kranken, schwachen und gefangenen Personen,

8. für „alle, die Steg und Weg bessernd und dergleichen werk der Barmherzigkeit verrichtend“ ...

9. für den Landmann, dass der Herr seine Arbeit vor Hagel und Ungewitter schütze

10. und schließlich für die Abgestorbenen.“

Übersehen wir nicht die ungeheure erzieherische Bedeutung, die diese Verkündigung für unser Volk durch Jahrhunderte hatte. Die pietätvolle Erinnerung an längst Verstorbene, das Vorbild der Heiligen, die Pflicht der Liebe und die Fürsorge für Arme, Kranke und Verelendete wurden von Kindheit an dem Volk dadurch stets von neuem eingepägt. Und wenn dann dazu dem Bauern und Bürger Sonntag für Sonntag die ganze Hierarchie der Kirche und Kaiser und Reich und alle Stände zum Fürbittgebet empfohlen wurden, so musste auch die kleinste und fernste Gemeinde sich erhoben fühlen im Bewusstsein, einer solchen Kirche und einem solchen Reich anzugehören.

Und nun betete man das ‚Vater unser‘, den englischen Gruß, den Glauben und die zehn Gebote, in einer St. Gallener Niederschrift ist uns die älteste sprachliche Fassung (althochdeutsch) des ‚Vater unsers‘, wie es unsere Vorfahren vor tausend Jahren beteten, noch erhalten:

*„Fater unser, thu pist in himile,
uuihi namun dinan, qhueme rihhi din,
uuerde uuillo din, so in himile sosa in erdu.
prooth unseer emezzihic kip uns hiutu,
oblaz uns sculdi unseero, so wir oblazem uns sculdikem,*

*enti ni u*nsih firleiti in khorunka, uzzer losi unsih fona ubile."*

Das Ave Maria betete man in Gestraz 1538:

*„Gegrießet siest du Maria,
voll der Gnaden, der Herr ist mit dir,
du bist gesegnet über all Frowen,
und gesegnet ist die Frucht deines Leibs Jesus Christus“*

Dann fuhr der Priester fort:

„Dieß gepett sy gesprochen got dem Herrn zu lob und eer, und kum zu trost und hülff unns und allen christglöbige seelen. Amen. – In disem gepett habend ir, worumb wir Got den Herrn bitten sollen, damit wir auch erkennen, dass alles gutts und was wir bedurfen uns von got kommet. ||10|| Wan aber das gepett kain krafft hat, das nit in rethem glauben besticht – den on den glauben niemandt got gefallen mag –, so sprechend den glauben ...“

Nach dem Glaubensbekenntnis:

„Hier in haben ir begriffen die 12 Artikel des glouben, als dann die heiligen 12 potten ir iegklicher ainen gedicht und gesprochen habend.

Sid male aber der gloub on die werk gantz kraftlos und tod ist, und wurd nit lebendig, dan durch die haltung der X pott, darumb so haltend und lernent die X pott Gottes. Also:

Primum: Du solt nit frömbde gott anbetten, weder mit unglouben noch mit segen noch dehainer zoubrey.

Secundum: Du solt den namen Gotz nit leichtfertiglichen nemen, weder mit schweren noch mit fluochen oder gottes lesterung.

Tertium: Gedenck, dass du den Fyrtag hailigest mit guetten gedenken, Worten und werken.

Quartum: Du solt Vatter und Muotter eeren, baide / die leiblichen und die gaistlichen, als die priesterschaft und die haylige kirchen.

Quintum: Du solt niemandt töten noch mit dain hertzen hassen oder mit dem mund sein eer abschniden, noch mit der hand verwunden.

Sextum: Du solt dein ee nit brechen, noch unkünsch sin, weder mit Worten noch mit werken, auch nit mit geberden.

Septimum: Du solt nit stelen, das ist niemand das sin wider got abnemen, gewinnen noch besitzen.

Octavum: Du solt kain falsche gezuigniß geben wider deinen nechsten, weder umb lieb noch umb laid. Du solt nit liegen.

Nonum: Du solt niemands Eemenschen begeren weder mit gedenken, Worten noch werken.

Decimum: Du solt niemandts guott oder eer noch knecht noch Magd noch kain ding, das ains andern ist, wider gott begeren ...

Das sind die gepott gottes, die ain jetlich mensch schuldig ist zu wissen und zu halten by siner seel seligkeit ...“

Dann folgte erst der Gottesdienst. Alles in allem muss der Sonntagsgottesdienst stundenlang gedauert haben, doch das spielte im Mittelalter keine Rolle – es kannte noch nicht den Tempstil, der heute auch in die Kirche sich eingeschlichen hat. Während man sonst in der Kirche kniete, und zwar mit beiden Knien (... mit einem seien die Juden bei der Verhöhnung Christi gekniet. Erasmus) und beim Kanon sogar auf die Erde hingestreckt lag, galt es in der ganzen abendländischen Christenheit, am Sonntag zu stehen. In der frühesten Zeit nahm das Volk mit Opfergaben und Gesang unmittelbaren Anteil an der Liturgie, erst später wurde es mehr zum Zuschauer. (Hoeynck, Geschichte der kirchl. Liturgie des Bistums Augsburg, 1889) Da man Gebetbücher nicht kannte, war die Kirche darauf angewiesen, dem bildfreudigen und schaulustigen Volk durch Darstellung und Symbol jeweils die Festgeheimnisse des **K i r c h e n j a h r e s** nahezubringen. ||11||

2. Die Festtage

Große Festtage waren außer den heute noch geltenden alle Aposteltage, ferner das Fest der Heiligen Martinus, Johannes des Täufers, Michael, Stephanus und Laurentius und vor allem die Kirchweihe. Ostern wurde in der Diözese Konstanz anfangs acht Tage lang gefeiert. Alle Kirchenfeste waren zugleich große Volksfeste. Priester und Volk fanden sich in dem Bestreben, nicht nur Geist und Gemüt, sondern auch Ohren und Augen zu erfreuen. So entstand in deutschen Landen die Weihnachtskrippe, bis heute eine helle Freude für Jung und Alt. In alter Zeit fand am Nachmittag des Christtages eine Prozession durchs Gotteshaus statt, Lieder wurden gesungen und die Glocken geläutet, indessen der Mesner das Jesuskind in der Krippe wiegen musste, das nach der Feier dem Volk zum Kusse gereicht wurde. In einer Anweisung für seinen Nachfolger schreibt

ein Mesner des 15. Jahrhunderts: „Nimm fein einen Stock oder eine Ochsensehne mit dir, denn die Buben sind oft sehr ungezogen.“ – Am Dreikönigsfest zogen die Sternsinger durch die Straßen.

In der Fastenzeit hing im Chorbogen das Hungertuch mit Bildern aus dem Alten und Neuen Bund. Eine wichtige Sache war der Palmesel, durch viele Jahrhunderte ein blutlebendes Tierlein, das am Palmsonntag unter Vorantritt der 12 Apostel in die Kirche einzog. Erst eine spätere Zeit hat an den wohl unvermeidlichen Überraschungen vonseiten eines mutwilligen oder störrischen Esels Anstoß genommen und ihn durch einen braven hölzernen ersetzt. Groß war der Aufwand und Szenenreichtum in der Kirche auch an den Kartagen und das heutige Heilige Grab ist nur noch eine letzte Reliquie der großen Prozessionen und Darstellungen von Einst.

An Ostern wollte die Freude kein Ende nehmen und artete bisweilen wirklich aus. Alle Ereignisse des Auferstehungstages wurden in den Volks-Osterspielen dargestellt und der Höhepunkt war für viele der Wettlauf der beiden Apostel Petrus und Johannes zum Grab, vornehmlich wegen der Scherze, die sie da einander zuriefen und vom Volk zu hören bekamen. Hochdramatisch war auch die Feier des Festes Christi Himmelfahrt. In der Mitte der Kirche stand auf einer Erhöhung, die den Ölberg bedeutete, ein Christusbild, das unauffällig mit Stricken an der Decke der Kirche befestigt war. Priester und Volk versammelten sich in feierlicher Prozession um das Bild. Die Gemeinde stimmte das uralte Lied an ‚Christ fuhr gen Himmel‘, Weihrauchdämpfe stiegen auf und langsam schwebte das Bild in die Höhe. Inzwischen entstand oben auf dem Kirchengewölbe ein furchtbares Getöse, das den Kampf Christi mit dem Teufel darstellen sollte, und gleich darauf fiel eine mit Pech und Schwefel bestrichene Puppe (der Teufel) unter dem Jubel des Volkes herab. ||12|| In Oberschwaben bestand dieser Brauch noch um 1800, und Pfarrer Woher von Eisenharz schreibt noch 1806 in seinem Bericht für die Visitation, es sei das alljährlich eine „für jedermann hocheufreuliche Zeremonie“!

Wichtig war auch die Pfingsttaube, die man am Feiertag beim ‚Veni creator‘ zum Altar herabließ. Zu weit ging es freilich, wenn man mancherorts beim Verlesen der Stelle: „Ich will reines Wasser über euch ausgießen“ Wasser von der Kirchendecke herabsprengte oder wenn die Chorknaben das Brausen des Sturmes durch Blasen und Pfeifen und Rütteln der Kirchenbänke nachahmten.

Dass Wurzach an dieser allgemeinen Gottesdienst- und Festfreudigkeit der alten Zeit in vollstem Maße teilnahm, beweist eine Urkunde über die großartige Karfreitagsprozession des Jahres 1711, die von der Schlosskapelle ihren Ausgang nahm und dort wieder endete. In 80 lebenden Bildern und Allegorien wurde da die Erlösung in ihren Vorbildern (von Adam und Eva an), in ihrer Verwirklichung und in ihren Folgen dargestellt; auch die Namen der Darsteller sind angegeben.¹⁷

III. Die Volksfrömmigkeit

Kein Wunder, dass eine Kirche und Religion, die so lebendig miterlebt und so freudig und tätig aufgenommen wurde, auch außerhalb des eigentlich kirchlichen Bereichs die schönsten Blüten der Volksfrömmigkeit zeitigte. Hier sind innerste deutsche Art und die tiefsten Dinge des Christentums zu einer wundersamen Einheit ineinander verschmolzen.¹⁸

Da die Ehe als Sakrament im wesentlichen durch das Jawort der beiden Ehegatten geschlossen wird, hat sich die Kirche lange Zeit hindurch damit begnügt, sofern das öffentlich vor der Sippe geschah. Die Ehe wurde innerhalb der Familie geschlossen. Anschließend begab man sich zur Kirche. Vor der Kirchentüre, im Angesicht der schimmernden Grabkreuze der Vorfahren, wurde dann der Segen des Priesters erteilt. Deshalb hatten größere Kirchen alle ein sog. „Brauttor“ (z. B. Rottweil, Rottenburg, Ulm, St. Sebald in Nürnberg). Der Brautschleier von heute ist eine Fortführung des Brautschleiers oder -tuches, den einst die Brautjungfern bei der Brautmesse über das Paar ausspannten. Geheiratet wurde sehr früh, meist schon mit 14 oder 15 Jahren. ||13||

Das Mittelalter war kinderfreudig. Kinderlosigkeit war ein schweres Leid, in dem die heilige Mutter Anna mit Inbrunst und Vertrauen allerorten angerufen wurde. Freilich war auch die Kindersterblichkeit groß, aber diese gläubigen Menschen kannten darob nicht die Trauer, die man über ihren Verlust im Zeitalter des Zweikindersystems empfindet. Man hatte dann ein „Engelien“ als Fürsprecher im Himmel. „*Benedictus Deus*“ oder „*Deo gratias*“ schrieben die Pfarrer ins Totenbuch unter die Eintragung eines verstorbenen Kindes. – Der werdenden Mutter galt alle Ehrfurcht

¹⁷ Vgl. FINKBEINER, Diözesanarchiv von Schwaben 25, Heft 10, S. 151.

¹⁸ Vgl. VEITH, a.a.O. und STONNER: Die deutsche Volksseele im christlich-deutschen Volksbrauch. München, 1935.

und Rücksichtnahme. Wo eine Wöchnerin lag, erließ die Grundherrschaft die Abgabe des Hühnerzinses (Fastnacht-, Pfingst- und Martinshuhn) und weitere Anforderungen. Schon bevor die Mutter nach der Geburt selbst ausgehen konnte, kam der Priester ins Haus, um sie zu segnen. Selbstverständlich war es, dass der Vater mit zur Taufe kam – wie ja schon in grauer Vorzeit der Vater feierlich das Kind von der Erde aufhob und damit seinen Willen zum Leben des Kindes ausdrückte, so bedeutete jetzt diese Begleitung, dass er das Kind in das wahre Leben und die große Gemeinschaft aufgenommen wissen wollte.

Im häuslichen Alltag waltete christlicher Geist. Hoch schätzte man die Messe. So erzählt der Biberacher Chronist: *„Es was vil folks in Biberach, das altag ain ampt oder meß hert; wie es dan ain besten vogt(fügte), auch sins handwerks halb der zit. Auch die edlen, die coflite und ander lit, die übers feld gingen, versäumten nicht, zuvor eine Messe zu hören.“* – „Almosen geben armet nicht, Messen hören säumet nicht“, pflegte man zu sagen. – Am Morgen betete man ein ‚Vater unser‘ und den Glauben und sieben weitere ‚Vater unser‘ zu Ehren des bitteren Leidens, am Mittag vor und nach dem Essen ein ‚Vater unser‘, am Abend wieder den Glauben, denn mit dem Glauben, hieß es, möge der Christ die Nacht antreten. Auch das Weihwasser kannte man, *„wann ains sich niederlegte oder am Morgen aufstand, griff es in das kesselin, bestrien sich mit Andacht, sich zu bewahren vor dem gespinst des bösen geistes.“*¹⁹ Viel hielt man auf den Rosenkranz oder die „Paternoster-Schnüre“ (vgl. das Allgäuer „Nuscht'r“). „Wer kein Paternoster tragen hat oder bei ihm hatte, den hat man nit für einen Christenmenschen gehabt und wan er gestorben wäre, so man nit ein Paternoster bei ihm funden, so dürfte man ihn wol nit in die geweihte Erde gelegt haben, man hett dann zuvor den kirchhoff zu Konstanz gewonnen.“ (Erlaubnis vom Bischof!). – Immer wieder schwang der Glockenton über Häuser und Felder und erinnerte an das Ewige, in Orten mit Münster- und Klosterkirchen sogar des Nachts. In der Zeit, da Uhren selten waren, hatte das Elfuhrläuten und ||14|| Einuhrläuten seinen berechtigten Sinn. Mit dem Abendläuten wurde in ganz Deutschland die Arbeit eingestellt. In Biberach begaben sich die Leute vom Feld und aus den Werkstätten in die Kirche, wo sie gemeinsam beteten, bis zu Hause die Lichter angezündet wurden. Die ‚Todesangst Christi‘ und das Tenebrä-Läuten am Freitag sind erst späte-

¹⁹ Biberacher Chronik

ren Datums. Heute noch beginnt man in meiner Heimat bei letzterem zu beten: „*Es sind Finsternisse entstanden, als die Juden den Herrn Jesum gekreuzigt hatten.*“ So war das ganze Leben überstrahlt von der Sonne des Glaubens. Ergreifend erzählt Albrecht Dürer von seiner Mutter, einer Frau mit 18 Kindern: „*Und ging ich aus und ein, so war alleweg der Mutter Spruch: Geh im Namen Christi.*“ Für alle Anliegen hatten Bauern und Bürger ihre besonderen Patrone. In den Nöten des Viehstalls verehrten die Bauern von Wurzach besonders St. Martin, zu dem sie auch nach Hauerz wallfahrteten. Gegen Hagelschaden wurde jedes Jahr vom 1. März an zum hl. Franziskus Xaverius eine Novene gehalten, „*der als ein Patron gegen den Schaden der Hochgewitter auf Anrathen weiland der hochgeborenen Gräfin Catharina Fugger von Glött (Deckengemälde!), Gemahlin des regierenden Grafen Eberhard, angenommen worden ist.*“²⁰ In der Kreuzwoche betete man um Gottes Segen, am Montag in Spital und Schlosskirche, am Dienstag in Dietmanns, am Mittwoch in Ziegelbach. An Christi Himmelfahrt zog man in die Winterösch und an Peter und Paul auf die Sommerösch und segnete sie von vier Altären aus, wie man überhaupt den Wettersegen gerne draußen vor der Kirche gab. Es muss da in alten Tagen im Allgäu herrliche Bilder abgegeben haben, so wenn der Pater Vikar von Menelzhofen bei der Oeschprozession hoch oben auf dem Menelzhofener Berg halten ließ, eine Predigt hielt und alles Volk angesichts seiner Höfe und Felder die Kreuzpartikel küsste.

Auch der Tod hatte seine Weihe. In ältester Zeit hielt man darauf, dem Kranken die heilige Ölung in der Kirche an den Stufen des Altares zu erteilen. Zum Versehgang wurde die Ablassglocke geläutet und alles, was sich freimachen konnte, begleitete den Priester und betete vor dem Hause für den Sterbenden (so noch 1750). Das Andenken der Toten und der Friedhof standen in höchsten Ehren, – alle bedeutenden Rechtshandlungen wurden hier angesichts der teuren Gräber vorgenommen. Laternen und Lichthäuschen erinnerten selbst des Nachts an die Dankes- und Gebetspflicht für die ‚Armen Seelen‘. Jeden Samstag beteten die Pfarrer unserer Heimat noch um 1800 auf dem Friedhof das Totenoffizium. Ergreifend sind die alten Eintragungen ins Totenregister – man wusste nicht nur zu leben, sondern auch zu sterben. Um einen ||15|| guten Tod wurde auch in Wurzach viel gebetet. Gerne stiegen die Wurzacher auf den Gottesberg und beteten dort zu „*den heiligen drei End*“ (Tod Christi – Hoch-

²⁰ RUEZ, Johann Nep.: Pfarrbuch

altar, Tod Mariens und Tod Josefs – Seitenaltäre), auch „zur Ablösung“, dem Hochaltarbild der Schlosskapelle, kamen Fromme von nah und fern und beteten zumal für solche, welche lange und schwer mit dem Tode ringen mussten. Desgleichen betete man gern vor der Plastik „*Maria in den Zügen*“ (Maria gegenüber dem Haus des Pilatus beim Spruch des Todesurteils).

Wir müssen abbrechen – des Erzählens wäre kein Ende! Vieles ist nicht mehr, vieles ist anders geworden, als es einmal war, – aber das Schönste und Beste ist geblieben. Die Kirche hat unsere beste deutsche Art und unser reichstes Brauchtum am treuesten durch die Jahrhunderte bewahrt. Halten wir fest an ihr und an jedem christlichen Brauch in Kirche und Haus und vermitteln wir es als schönstes Erbe Kindern und Kindeskindern. Und wenn in Bälde die Weihnachtsglocken läuten – bis 1806 wurde bereits um 11 Uhr nachts in Wurzach mit allen Glocken zusammen geläutet, dann zweimal das Zeichen, und um 12 Uhr zur Feier des Christnacht-Hochamts noch einmal mit allen Glocken – und wenn wir wieder singen, in der tiefsten Not unseres Volkes, „*Christ der Retter ist da!*“, dann denken Sie daran, was Sie heute gehört haben: Wie Christ durch ein Jahrtausend der Retter und Beglückter unseres Volkes gewesen ist, in guten und bösen Tagen, und dass auch heute wahr bleibt, was immer wahr gewesen ist, dass:

*„uns schlägt die rettende Stund‘,
Christ, in deiner Geburt!“²¹*

²¹ P. Reinhard KEMPTER hat das Datum 11.12.1946 am Ende notiert – vermutlich das Datum der Fertigstellung.

4. Vortrag:

DIE REFORMATION IM ALLGÄU

Über dem lichten Bild der deutschen Volksfrömmigkeit des Mittelalters, das wir im letzten Vortrag vor Augen sahen, durften und dürfen wir die schweren und verhängnisvollen Schatten nicht vergessen, die sich breiter und dunkler von Jahrhundert zu Jahrhundert über das kirchliche und weltliche Leben unseres Volkes legten und mit schicksalhafter Notwendigkeit jenem Ereignis zutrieben, das wir heute als ‚Reformation‘ bezeichnen. Es ist – um das vorwegzunehmen – ein schwieriges Unterfangen, über die Ursachen, Vorgänge und die Bedeutung der Reformation Martin Luthers ein gerechtes und gültiges Urteil zu formulieren, und zwar – abgesehen von der Kürze der uns zur Verfügung stehenden Zeit – aus einem doppelten Grund: Einmal, weil sie eines der am schwersten ausdeutbaren Ereignisse der Vergangenheit darstellt, sowohl in ihren Ursachen als auch in der für sie entscheidenden Persönlichkeit Martin Luthers, dann aber auch, insofern sie bis zur Stunde ein Anliegen der Gegenwart ist und gerade in unserem Volk tief in das Leben der Einzelnen hineingreift. Die lange Geschichte der Reformationsforschung beweist uns, wie es für Katholiken und Protestanten einfach unmöglich ist, diesen Ereignissen unvoreingenommen gegenüberzustehen: Für diese ist er der Held ihrer Glaubensgeschichte, für uns beginnt mit ihm die gewaltigste und folgenschwerste Spaltung der Kirche und Zerstörung der Einheit, die wir immer bedauern und betrauern werden. Um Missverständnissen vorzubeugen, möchte ich betonen: Es geht mir in dieser Stunde nicht um eine dogmatische Bewertung oder moralische Beurteilung der Vorgänge, sondern um eine *h i s t o r i s c h e* Darstellung und Ausdeutung der Vorgänge, „wie es einmal wirklich war“ (Thukydides), indem wir uns in Ehrfurcht unter den unerbittlichen Ernst der Wahrheit beugen. Der katholische Mensch hat in der Beurteilung Luthers und der Reformation drei Dinge oft vergessen, die er vor Gott und seinem Gewissen ernstnehmen muss, ehe er Urteile fällt:

1. Die Persönlichkeit Luthers: Die Kirche selbst verurteilt den Irrtum, lehnte es aber zu allen Zeiten ab, über den Irrenden oder über seine persönliche (subjektive) Schuld etwas auszusagen, sondern stellt das Urteil

über diese letzten Tiefen einzig dem höchsten und ewigen Richter anheim. Die katholische Kirchengeschichtsschreibung aber urteilt heute in ihren besten ||02|| Vertretern (vgl. Lortz), dass wir bei Luther nicht nur einem Mann von welthistorischer Bedeutung, menschlich überragender Größe, zutiefst religiöser Gewalt gegenüberstehen, sondern vor allem auch, dass er ungewollt und absichtslos, aus einem „außergewöhnlich ernstesten Ringen“ um sein Seelenheil heraus, das eine ungewöhnliche „Innerlichkeit und unerbittlichen Ernst“ (Lortz) aufweist, zum Reformator geworden ist.

2. Die evangelischen Glaubensbrüder der Folgezeit: Erst recht gilt diese Zurückhaltung des Urteils über Schuld oder Heilserlangung schon für die zweite und die folgenden Generationen, die in den Protestantismus hineingeboren wurden. Das Dogma von der „*alleinseligmachenden Kirche*“ ist nicht so zu verstehen, als ob alle außerhalb der sichtbaren katholischen Kirche Stehenden als für immer Verlorene anzusehen seien, sondern gerade durch diese Kirche mitgerettet werden, sofern sie guten Glaubens sind. „*Es muss für sicher gelten*“, so erklärte der sonst so glaubensstrenge Papst Pius IX. am 9. Dezember 1854, „*dass, wer die wahre Religion nicht kennt, vor Gottes Augen keine Schuld hat, sofern diese Unkenntnis unüberwindlich ist.*“ Und dieser gute Glaube, in der rechten Religion zu leben, ist für die Folge-Generationen im Großen sicher anzunehmen, die ihre religiöse und lebensgestaltende Kraft weniger vom Protest und vom Verneinen des Alten gewannen, als aus den großen und ewigen Wahrheiten, die sie aus der Mutterkirche herübernahmen, vor allem aus der vertrauenden Hingabe an den Vater im Himmel und dem persönlichen Glaubensverhältnis zu Christus, dem Herrn. „*Alle Irrtümer sind auf die eine oder andere Wahrheit gegründet und schöpfen aus ihr das Leben.*“²²

3. Die Spaltung als solche: (Oportet et haereses esse, sagt Paulus.) Solange wir an das Herrenwort glauben, dass kein Sperling vom Dache fällt ohne den Willen Gottes, müssen wir auch glauben, dass Gottes Wille, Weisheit und Vorsehung auch hinter den großen Schicksalen der Welt und der Kirche steht und seine ewigen und uns meist unergründlichen Ziele damit verfolgt. „*Gott aber hat es zum Guten gewandt*“, dürfen wir auch hier, tiefersehend, sprechen, wengleich es zunächst und bis heute

²² NEWMAN, John Henry: Geschichte meiner religiösen Überprüfungen. London, 1945.

gleichzeitig eine schmerzende Wunde für die Kirche und vor allem auch für unser Deutsches Volk wurde, ein Kreuz, das uns auf die Schultern geladen ist und das wir tragen müssen, bis der Herr es von uns nimmt, ein Kreuz aber auch, das uns, wie jede crux, recht getragen, zum Heil und Segen werden kann. ||03||

Auch für unsere oberschwäbische Heimat ist das Auftreten der religiösen Neuerer zu Beginn des 16. Jahrhunderts ein Ereignis gewesen, das wie ein Sturmwind übers Land fegte und, je nach dem inneren Standort der Menschen und nach den äußeren Verhältnissen, hier wegriss und dort nur noch tiefere Wurzeln schlagen ließ. Ehe wir aber die Reformationsgeschichte in Oberschwaben und besonders im Allgäu näherhin ins Auge fassen, ist es unumgänglich notwendig, sich zunächst in einem großen Überblick über den Ablauf der Reformation in Deutschland überhaupt klar zu werden, da, wie wir sehen werden, die Ereignisse im Kleinen aufs Innigste mit den großen Vorgängen und Entscheidungen der Zeit verknüpft sind.

I. Die Reformation in Deutschland

So groß die Bedeutung Luthers für die Reformation geworden ist, im Grunde genommen ist es doch richtig, wenn man gesagt hat, dass er nur derjenige war, der die Schleusen geöffnet hat, sodass die längst gestauten Wassermassen der Neuerung das Land überfluteten. Seit Jahrhunderten war der Ruf nach Reform von Kirche und Reich, nach Reform der Kirche an Haupt und Gliedern nicht verstummt. Politisch war die Christenheit, einst unter dem universalen Kaisertum geeint, in viele und machthungrige Territorialstaaten zerrissen, große Städte mit einem selbstbewussten, geistig mündigen, reichen und geldmächtigen Bürgertum stand den alten Ständen gegenüber. Auf dem flachen Land ein verarmter und unzufriedener Bauernstand, der nur auf ein Losungswort wartete, – neben ihm ein immer mehr verwilderndes und verarmendes Rittertum (Raubrittertum). Daneben war auch die Kirche, vor allem das Papsttum, längst von jener Höhe und Bedeutung herabgesunken, die ihm einst Gregor VII. erkämpft hatte. Die oft beklagte finanzielle Ausnützung der deutschen Kirche durch die Kurie ist eine unleugbare Tatsache und war eine Hauptursache für einen immer stärkeren „*anti-römischen Affekt*“ in Deutschen Landen. Auch die Besetzung und Verwaltung der Bischofsstühle und Domkapitel wurde ein immer traurigeres Kapitel („*Spitäler des Adels*“).

Über die Verhältnisse in Straßburg klagt Geiler von Kaisersberg: „In 100 Jahren ist es weder erhört noch gesehen worden, dass ein Bischof irgendeine geistliche Handlung vorgenommen hätte.“ Der niedere Klerus war weitgehend verarmt, schlecht ausgebildet, man spricht geradezu von einem „geistlichen Proletariat“ jener Zeit. Bei aller Veräusserlichung des kirchlichen Lebens (Ablass, Wallfahrten) war im Volk selbst, entsprechend dem Geist der Renaissance und des Humanismus, ein Drang zur bewussten Verarbeitung und Verinnerlichung des religiösen Lebens (Nachfolge Christi, Dürer) – kein anderer als der Heilige Klemens Hofbauer hat den Ausspruch getan: „Der Abfall von der Kirche ist eingetreten, weil die Deutschen das Bedürfnis hatten und haben, fromm zu sein.“ Durch Renaissance und Humanismus wird das freie und aller Gebundenheit ledige Ich herausgestellt und die Kulturwelt des Altertums neben die bis dahin einzig gültige Welt der Kirche hingestellt. Die Theologie der Zeit ist merkwürdig unsicher und verworren, soweit sie geistiger Besitz der Einzelnen ist, – das Landeskirchentum seit langer Zeit schon vorbereitet. – Alle diese auflösenden und zersetzenden Entwicklungen, seit langem wirksam, haben es erst möglich gemacht, dass Luthers Auftreten in einer seit einem Jahrtausend gültigen Ordnungswelt überhaupt denkbar und dann auch so folgenreich war.

Freilich, wie er dazu kam, die Schleusen zu öffnen, und dass er es getan hat, gibt ihm seine weltgeschichtliche Bedeutung. Teils von der theologischen Bildung her, die ihn in unlösbaren Gegensätzen stecken ließ, teils aus seinen persönlichen religiösen Erfahrungen und Kämpfen, kam der stets zu Eigenwilligkeit und Einseitigkeit neigende, temperamentvolle Willensmensch über dem Studium des Römerbriefes zu seinem fundamentalen religiösen Erlebnis der zudeckenden und heilenden Gerechtigkeit Gottes (Trost- und Kreuztheologie), von da zur Anschauung von der Alleinmaßgeblichkeit der Heiligen Schrift und dann, auf dem Weg der Streichung und Verneinung, zum neuen Gemeinde- und Kirchenbegriff – Gott wirkt alles, Werke sind nicht heilsnotwendig, die Schrift reicht aus: Wozu also noch Klöster, Gelübde, Priestertum und Sakramente. – Mit dieser inneren Entwicklung war das Entscheidende geschehen. Was nun folgt, entwickelt sich in Stoß und Gegenstoß zwischen dem, in seinem Grunderlebnis fertigen Reformator und den äußeren Ereignissen.

Am Vorabend von Allerheiligen 1517 schlug der bereits bekannte Wittenberger Augustinermönch und Professor 97 Thesen an, die weit über

den Ablassmissbrauch hinaus die alte Kirche im Wesen angriff. Kirchliche und weltliche Gegenmaßnahmen ließen nicht lange auf sich warten. Durch die Kaiserwahl 1519 wurden Papst und Fürsten inzwischen abgelenkt. Nach der Wahl Karls V. geht der Kampf weiter in Gesprächen und Streitschriften. Der Funke zündet. Aus dem persönlich-religiösen Gewissensbereich heraus wird er nun in den bereitliegenden Brennstoff der gegen die alte Ordnung Erregten und über die nationalen und kirchlichen Missstände Unzufriedenen hineingetragen und wird zur gewaltig lohenden Flamme einer nationalen Erhebung. Seine drei gewaltigen Streitschriften, die „*drei reformatorischen Hauptschriften*“ gehen durch das ganze Land:

- „*An den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung*“ (Laie und Priester, Hl. Schrift, Konzilien);
- „*Von der Freiheit eines Christenmenschen*“;
- „*Von der babylonischen Gefangenschaft*“ (nur Taufe und Abendmahl).

Die Bulle, mit der ihm am 15. Juni durch den Papst den Bann angedroht wurde, verbrannte er am 10. Dezember vor dem Elstertor. Die letzte Entscheidung fiel, als er im April 1521 auch vor dem Kaiser und den Ständen auf dem Reichstag zu Worms feierlich zu seinen Worten und Schriften stand, weshalb im Mai über ihn die Reichsacht verhängt und die Neuerung durch das Wormser Edikt verboten wurde.

Die kommenden Ereignisse sind in zwei große Abschnitte zu teilen:

1. Die Zeit der Reichstage bzw. Reichstags-Abschiede und Religionsgespräche (1521-1546).
2. Die Zeit der kriegerischen Auseinandersetzung bis zum Augsburger Religionsfrieden (1546-1555).

Luthers Reformation war aus einem religiösen Anliegen und aus einer nationalen Erhebung inzwischen auch eine Sache der Fürsten geworden, bei denen im Durchschnitt feststeht, dass es weniger die religiösen Interessen, als die Einziehung von Kirchengut, ja die Säkularisation ganzer Territorien die Haupttriebfeder waren. Kaiser Karl V. aber beherrschte ein Weltreich und war oft lange Jahre (1521-30 und 1532-40) außerhalb des Reiches. Zudem war er zu sehr durchdrungen von den Rechts- und Ordnungsgedanken seines Kaisertums, als dass er mit blinden Gewaltlösungen sich hätte abfinden mögen. Es ist kein Ruhmesblatt der deut-

schen Reformationsgeschichte, dass die lutherischen Landesfürsten Türkennot (1529 vor Wien) und ausländische kaiserfeindliche Mächte ausnützten, um ihre Ziele zu erreichen. Die schweren Sorgen und Kämpfe um seine Weltreichsinteressen und die dauernde Türkengefahr waren denn auch der Grund, weshalb im Verlauf der ersten zwanzig Jahre auf den Reichstagen immer wieder nachgegeben werden musste, wengleich diese Edikte, sobald der Kaiser wieder freie Hand hatte, alsbald widerrufen wurden. Dieses Hin und Her wirkte sich, wie wir gleich sehen werden, bis in die kleinste Reichstadt aus, so dass die Kirchen in dieser Zeit oft zwei und dreimal die Konfession wechselten, bis endlich auf dem Augsburger Reichstag 1555 den Fürsten das *ius reformandi* zugesprochen wurde (cuius regio, eius religio - und Gewissensfreiheit?) und äußerlich eine gewisse Endlösung gefunden war, Karl V., christlich und ritterlich in höchstem Sinne, nur besiegt, weil ein deutscher Fürst (Kurfürst Moritz von Sachsen) das deutsche Reichsgebiet von Metz, Toul und Verdun an Frankreich verschacherte und dieses die ihm verbündeten Türken zum Einfall in Ungarn bewog. – Karl V. wollte selbst mit dieser Lösung nichts zu tun haben, sondern überließ die Verhandlungen seinem Bruder Ferdinand, legte 1556 Reich und Krone nieder und ging in die Einsamkeit von San Yuste. Schon 12 Jahre zuvor, 1546, war ihm Martin Luther, kurz vor Beginn der kriegerischen Auseinandersetzung, im Tod vorangegangen.

II. Die Reformation in Oberschwaben und insbesondere im Allgäu

Die gewaltigen und umstürzenden Ereignisse wirkten sich, wie anderwärts, so auch in unserer Heimat alsbald aus. Bereits im Januar 1521 schrieb der Ulmer Arzt Wolfgang Rychard: „*Ganz Schwaben bewundert Luther als Paukenschlager des Evangeliums und als Priester an den reinen Quellwassern und hebt ihn auf die Schultern.*“ Die kirchlichen Zustände waren auch in der alten Konstanzer Diözese teilweise trostlos²³ und so erwartete man von dem kühnen Augustinermönch die ersehnte Reform. Wenn er, wie uns bezeugt wird, bereits 1520 „*das Land voll Jünger*“ hatte, so dürfen wir nicht von unserem Standpunkt urteilen: Die

²³ Vgl. WILLBURGER, August: Die Konstanzer Bischöfe und die Glaubenspaltung. Münster, 1917.

meisten sahen in ihm den Reformator und dachten noch nicht an eine Trennung von der alten Kirche. Mit dem Wormser Edikt freilich war ein klarer Trennungsstrich gezogen. Die neuen Gedanken hatten aber in Ulm und Biberach bereits so sehr Anklang gefunden, dass man das Edikt nur obenhin durchführte. Bald setzten auch die von Luther persönlich beeinflussten Volksprediger ein und bearbeiteten in Wort und Flugschriften das Volk. Die Kirche wehrte sich. Bereits im Mai 1523 kamen die Bischöfe von Konstanz, Augsburg und Straßburg in Tübingen zusammen, um die geeigneten Maßnahmen zu beraten. Besonders rührig in Wort und Schrift, diplomatisch und kämpferisch, war der Konstanzer Generalvikar Dr. Johann Fabri, ein gebürtiger Leutkircher. Für unser Allgäu wurde bedeutsam der „*Tag zu Leutkirch*“, 5. Juli 1524, an dem sich die Vertreter der Bischöfe ||07|| von Konstanz und Augsburg mit dem Fürstabt von Kempten, mit den Truchsessern der beiden Waldburgischen Häuser Wilhelm und Georg (Bauernjörg), mit weiteren Vertretern des benachbarten Adels sowie Vertretern der Städte Isny und Wangen trafen und wobei man beschloss, die Edikte noch einmal zu verkünden und dann mit aller Strenge vorzugehen. Aber es war schwer, der Bewegung Herr zu werden – schon war der Bauernkrieg im Anzug. Und der alte Bischof Hugo von Landenberg (-1528) war diesen Stürmen nicht mehr gewachsen.

1. Wo und wie in Schwaben die Reformation endgültig Fuß fasste.

Oberschwaben gehörte damals noch nicht zum Herzogtum (späteren Königreich) Württemberg, sondern unterstand dem Hause Österreich, dem Geschlecht Waldburg, das in eine Georgische (Zeil, Wurzach) und eine Jakobische (Scheer, Trauchburg) [Linie] geteilt war, sowie den großen Klöstern unterstand. Das führt uns zur Erklärung, weshalb bis heute Ober- und Unterland konfessionell getrennt sind.

1519 war Herzog Ulrich infolge seiner Gewalttätigkeiten und Miswirtschaft in die Reichsacht gekommen und des Landes verwiesen worden. Außer Landes trat er zum evangelischen Bekenntnis über, und als er mit den Soldaten des lutherischen Landgrafen Philipp von Hessen und mit Hilfe französischer Gelder sein Land nach 15 Jahren, 1534, zurückerobern konnte, führte er in Altwürttemberg, trotz großer Widerstände, vor allem auch von Seiten der Universität Tübingen (Entfernung der altgläubigen Professoren) die Reformation ein, die nach einigen Rückschlägen seit 1552 ausschließlich im Herzogtum als Landesbekenntnis galt.

Außer im Herzogtum waren es in Schwaben vor allem die Reichsstädte mit dem selbstbewussten, reichen und nach Unabhängigkeit von Kirche und Landesfürst strebenden Bürgertum, in denen Luthers neue Verkündigung von der Freiheit eines Christenmenschen zündete. Von der anfänglichen Begeisterung für die Gedanken des Reformators bis zur tatsächlichen Verwirklichung der Abschaffung des alten Gottesdienstes und der Einführung der neuen Kirchen- und Gemeindeordnung führte in allen Städten der Weg über Gewalt, Ausschreitungen, rohe Bilderstürmerei und viel Unrecht, – und es war in vielen Fällen doch mehr eine Revolution als eine Reformation. Auch Luthers Idee erlitt das ||08|| Schicksal alles anfänglich Großen und ernst Gemeinten, wenn es auf die Straße und in die Masse kommt.

*„Leicht beieinander wohnen die Gedanken,
Doch hart im Raume stoßen sich die Sachen,
wo eines Platz nimmt, muss das andre rücken,
Wer nicht vertrieben sein will, muss vertreiben;
Da herrscht der Streit, und nur die Stärke siegt!“* (Schiller)

Auch in der Durchführung der Reformation hat schließlich, wo sie sich behauptete, die Stärke gesiegt. Das war klar ausgesprochen mit dem Zugeständnis des *ius reformandi* und mit dem Vorbehalt des bitteren *ius emigrandi* (Augsburg 1555).

Im Unterland waren es die Reichsstädte Reutlingen, Esslingen, Geislingen, Heilbronn, Hall, welche schon früh, meist unter Abstimmung innerhalb der Zünfte und Bürger, zum neuen Bekenntnis übertraten.

In U l m wurde schon 1520 evangelisch gepredigt, der Rat der Stadt neigte auf die Seite der Neuerer, richtete sich aber zugleich sehr nach den augenblicklichen Machtverhältnissen. Am 3. November 1530 fand die berühmte Volksabstimmung statt, bei der die Mehrheit der Stadt sich für die Neuerung entschied. Drei der berühmtesten Reformatoren und Prediger, der berühmte Butzer, der Konstanzer Ambros Blarer und der große Oikolampadius (Hus-schyn) wurden berufen, um das Werk durchzuführen. Mit allen Geistlichen wurde im Juni 1531 ein ‚Examen‘ vorgenommen, ob sie für die neue Lehre tauglich seien. Aber, im Gegensatz zum Volk, traten nur etwa ein Fünftel, und auch diese mehr *„zulassend, als ergreifend“* (Keim) dem neuen Bekenntnis bei. Am 16. Juni wurde die Messe abgeschafft, und nun folgte der Bildersturm, besonders im Münster. *„Was nicht zusammengeschlagen und weggerräumt werden konnte,*

wurde, wie es heißt, ‚zerpickelt, zerhackelt, zerstückelt und zerstampelt‘.“²⁴ Der Chronist erzählt: „Im Brachmonat 1531 an einem Montag wurden hinweggetan die Altäre und die Heiligen in der Pfarrkirche. Wer Bilder oder Altäre gehabt hatte, der hat's wohl mögen heimtragen oder behalten; desgleichen in allen Kirchen. Was aber da ist geblieben, das hat ein ehrsam Rat (also nicht Volkswut) alles lassen zerschlagen und armen Leuten zum Brennholz geben (Meister Syrlin!).“ Diese Bilderstürmerei begegnet uns in fast allen Reichsstädten Oberschwabens und hat ihren Grund darin, dass unser Gebiet zunächst ebenso stark von der Lehre des Schweizer Reformators **Z w i n g l i** beeinflusst war (der alte Diözesanverband wirkt hier!), welche die Entfernung aller Bilder und der Orgeln gebot, während Luther – zu dem man in den meisten Fällen 1530 mit der *Confessio Augustana* übertrat – hierin wohlwollender gesinnt war. ||09||

Auch in **B i b e r a c h** hatte die Reformation früh Fuß gefasst. Die Bürgerabstimmung war dort bereits 1529 erfolgt. Im Übrigen haben es die Biberacher schon seit alters gern den Ulmern nachgemacht, und so erbaten sie sich von Ulm Bucer und Ökolampad, die im Juli 1531 eintrafen und die Reformation durchführten, – der Bildersturm und Kirchenraub war bereits am 29. Juni erfolgt, später konnte sich die katholische Kirche doch wieder rühren, und nach dem 30-jährigen Krieg wurde strenge Parität bis auf die niedersten Ämter herab durchgeführt. Bekanntlich ist die Stadtkirche noch heute simultan.

In **R a v e n s b u r g** wurde erst 1544 zum ersten Mal evangelisch gepredigt, auch der Rat tat das Möglichste, die Stadt zu reformieren. Doch ist es nie ganz gelungen, auch Ravensburg wurde eine paritätische Stadt.

Für **W a n g e n** fließen die Geschichtsquellen dieser Zeit spärlich. In der Zeit von 1530 bis 1545 hat auch hier die Reformation die Oberhand gehabt. Aber noch vor dem Schmalkaldischen Krieg kehrte es zum alten Glauben zurück und blieb bis 1802 eine katholische Stadt, die keinem Protestanten das Bürgerrecht verlieh.

Zu einem vollen Erfolg dagegen hat die Reformation in **M e m m i n g e n** geführt, wo der Prediger zu St. Martin, der bedeutende Christoph Schappeler, die treibende Kraft war und den neuen Gedanken zum Sieg verhalf, obwohl die Katholiken in dem standhaften Pfarrer Megerich ei-

²⁴ WILLBURGER, Die Konstanzer Bischöfe ...

nen zähen Verfechter hatten. Der Kampf wogte viele Jahre hin und her und wurde mit aller Heftigkeit auf den Kanzeln, unter der Bürgerschaft und selbst mit auswärtigen Mächten geführt. 1530 wurde innerhalb der Zünfte abgestimmt: Von 812 Bürgern standen 751 zur Neuerung. Im Jahre 1531 weilten Bucer und Ökolampad auch hier, nachdem zuvor, vom 27. Februar bis 1. März die neugläubigen Städte Ulm, Biberach, Isny, Lindau und Konstanz einen Gesandtentag abgehalten hatten – selbst die altehrwürdige Bischofsstadt war unter stürmischen Vorgängen zum neuen Glauben übergetreten, weshalb der Bischof nach Meersburg übersiedelte. Am 19. Juli 1531 folgte auch hier unter dem Einfluss Zwinglis ein barbarischer Bildersturm – selbst die Wandgemälde wurden übertüncht. Hohe Geschlechter wanderten aus, die vielen Messpriester, die sich fügten, mussten ein Handwerk erlernen, „*einige wurden selbst Wirte und Merzler.*“ (Baumann) Bürgern, die dem alten Glauben treu bleiben wollten, wurde 1536 verboten, auswärts die Messe zu hören oder am Sonntagmorgen spazieren zu gehen.

Auch K e m p t e n trat zum neuen Glauben über. Beim dortigen Bildersturm 1533 wurde zuvor abgestimmt und es erklärten ||10|| sich immerhin 174 für deren Erhaltung, doch sie waren in der Minderheit. Das Anerbieten eines Bürgers, auf eigene Kosten die Kirchenwände mit weißer Leinwand zu überkleiden, wenn man die Wandmalereien belasse, wurde abgelehnt. Hier, wie in den meisten anderen oberschwäbischen Reichsstädten, waren es vor allem die Nonnen, die lieber auswanderten, ehe sie Glauben und Beruf untreu geworden wären.

Das Beispiel von Memmingen hat stark auf unsere nächste Nachbarschaft und vor allem auf L e u t k i r c h eingewirkt. Neigungen zur Reformation sind auch hier schon früh zu erkennen. Schon im März 1525 wollen Rat und Gemeinde einen „Prediger“ bestellen. Im August des gleichen Jahres lag der Kemptener Neuerer Pfarrer Matthias W a i b e l durch 14 Tage im Leutkircher Gefängnis und ‚predigte‘ vom Fenster aus dem zusammenströmenden Volk. Als das Volk von Leutkirch ihn losbiten wollte, wurde er eines Tages plötzlich abgeführt, angeblich, um nach Waldsee gebracht zu werden. Eine halbe Stunde von Leutkirch entfernt, an einem Walde (Haidshachen), wurde Halt gemacht und dem Waibel das Todesurteil verkündet. Er habe, so wird erzählt den Strick geküsst, den ihm der Profoß Aichelin um den Hals legte, und so endete er am 7. September 1525. Der Leichnam wurde dann mit Erlaubnis des Zeiler

Vogts in der St. Wolfgangskapelle beigesetzt und von seinen Anhängern hochverehrt. 1610, als die Kapelle erweitert und durch den Konstanzer Weihbischof geweiht wurde, mussten die Gebeine wieder herausgenommen werden; sie wurden an der Hinrichtungsstätte beigesetzt. – Die Reformation konnte sich in Leutkirch vorerst nicht weiter ausbreiten, da einer der bedeutendsten und einflussreichsten Männer der Zeit, Dr. F a b r i, als gebürtiger Leutkircher zeit seines Lebens (gest. 1541) seinen ganzen Einfluss als Konstanzer Generalvikar und später Bischof von Wien daran setzte, die Stadt dem alten Glauben zu erhalten. Nach seinem Tod schritt man zur Gewalt: Die Bürger bemächtigten sich der Kirche und ihrer Einkünfte, jagten die Geistlichen zur Stadt hinaus (Wuchzenhofen) und bestellten Prediger. Inzwischen war aber (1547) statt des Tiroler Klosters Stams die Abtei Weingarten Patron der Kirche geworden und deren großer und bedeutender Abt, Gerwig B l a r e r, der zugleich Vorsteher des Reichsprälatenkollegiums und Freund des Kaisers war, ein unentwegter Vorkämpfer der Katholischen Sache in Oberschwaben und ein wahrer „Helfer in aller Not“, setzte alles daran, die Stadt dem Glauben zu erhalten. Schließlich (1559) musste aber den Protestanten doch [die] freie Religionsübung zugestanden werden und bald hatten sie den bestimmenden Einfluss in der Stadt. Später waren die Katholiken in Leutkirch von den Ämtern ganz ausgeschlossen ||11|| und die Zahl der katholischen Bürger wurde auf 25 „Ehen“ festgesetzt.

Erregte Szenen und böse Tage erlebte in diesen Jahrzehnten der Reformation vor allem auch das kleine Reichsstädtchen I s n y, dessen Handels- und Kulturbeziehungen allerdings, wie uns die alte Kirchenbibliothek über der Sakristei der St. Nikolauskirche bezeugt, bis nach Frankreich, Italien und den Niederlanden reichten. Die Psalmenauslegung Luthers lag dort schon 1522 vor (Leuze, Isnyer Reformationsdrucke). Schon beim erwähnten „Tag von Leutkirch“ stimmt der Isnyer Stadtschreiber Hans Völk nur mit Vorbehalten zu. 1525 reicht der Pfarrverweser Wilhelm Steudlin das Abendmahl unter beiden Gestalten. Die Hauptträger der Reformation werden dann der Prediger Konrad Frick und der Schullektor Paul Fagius. Trotz Widerstandes von Seiten des Abtes und des Erbkastenvogtes – damals der treu zur Kirche stehende Truchseß Wilhelm von Waldburg (Trauchburg) – gewann die Reformation immer mehr Boden, so dass die kleine Stadt bereits 1529 in Speyer den „Protest“ mitunterschreibt und dem Schmalkaldener Bündnis beitrifft. Der Rats-

herr Peter B u f l e r stand mit Geld und Einfluss und allem Einsatz dahinter. Auf dem Memminger Tag 1531 holten sich die Isnyer Klarheit und Mut zu den entscheidenden Beschlüssen. Über den Herbst und Winter 1532/33 weilte der Konstanzer Ambros B l a r e r in den Mauern der Stadt und ging mit Energie gegen Messe und Bilder vor. Der Truchseß, ja der Kaiser selbst warnten die Stadt namentlich vor einem Bildersturm. Aber mit dem Sieg Herzog Ulrichs 1534 lebte der Sturm von neuem auf und am 6. Juli 1534 ging nach dramatischen Wochen gespanntester Zustände zwischen Abt und Stadt der Angriff auf die Klosterkirche in Szene. Isnyer Bürger drangen mit Äxten, Beilen und Hämmern ein und wüteten gegen Bilder, Reliquien und Altäre. Abt Ambros Horn, der im letzten Augenblick persönlich das Allerheiligste aus dem Sakramentshäuschen rettete, behauptete sich mannhaft. 12 Jahre hindurch mussten nun die Mönche ihren Gottesdienst bei verschlossenen Türen halten, während ihre Pfarrkinder auf die umliegenden Ortschaften Gestraz, Rohrdorf, Menelzhofen und Eisenharz sich verteilten. Ja, als der Schmalkaldener Bund 1546 Oberschwaben besetzte, wurde das ganze Kloster besetzt, das Klostergut und die Kirchenschätze beschlagnahmt und die Mönche gezwungen, die lutherische Predigt zu hören. Durch den Sieg des Kaisers musste die Stadt dann freilich Schadensersatz leisten, aber ihr Ziel, den Besitz der St. Nikolauskirche und die Reformation der Stadt, hatte sie erreicht. Kein Katholik durfte, wie in Memmingen und Kempten, als Bürger in Isny wohnen. ||12||

2. Wie es in unsern oberschwäbischen und Allgäuer Landgebieten aussah.

Wie sah es nun außerhalb der Reichsstädte in den weiten L a n d g e b i e t e n aus, wo die Fürsten und Prälaten regierten? Dank der Treue der regierenden Häuser zum angestammten Glauben und auch dank der Eigenart des oberschwäbischen Volkes, zäh und treu dem hergebrachten anzuhalten, blieb unser Land der Alten Kirche erhalten. Und doch wäre es völlig abwegig zu glauben, dass diese Stürme spurlos an Volk und Land vorübergingen und Abt Gerwig sah nicht ganz richtig, als er 1524 an Dr. Fabri schrieb: „*Luther ist bei uns Allgäuern, Gott hab Lob, in kleinem*

Ansehen.“²⁵ Der Bauernkrieg, weitgehend durch Luthers neue Botschaft entfacht, sollte ihn bald eines Besseren belehren. Der St. Gallener Chronist Fridolin Sicher berichtet uns, wie die Bauern allerwärts gerufen hätten: „*Da, da, das ist das recht evangeli, luog, wie hand die alten pfaffen gelogen und falsch geprediget. Ee, man solt die buoben alle zuotodt schlagen; wie hand sie uns also herrlich betrogen und bschißen.*“²⁶ Und in Memmingen hatte Christoph Schappeler besonders auch von der württembergischen Nachbarschaft großen Zulauf, besonders, wenn er an den Markttagen predigte. – In unserer nächsten Umgebung war es gar ein Laie, der Bauersmann Hans H ä b e r l i n, der als Prediger der neuen Lehre, in der er sich in Memmingen hatte unterrichten lassen, umherzog. Als er sich in die Bauernwirren einließ, wurde er gefangen und bei Kempten aufgeknöpft. Auf der Folter gestand er, er habe Zulauf gehabt aus Wurzach, Ziegelbach, Arnach, Diepoldshofen, Herlazhofen, Leutkirch, Urlaub, Rimpach, Friesenhofen, Rohrdorf, Legau, Ausnang. Die Leute strömten ihm zu, versorgten ihn mit Essen und Trinken, besorgten ihm die Hausarbeiten, „*damit er allein dem Studieren und Predigen obliegen sollt und möchte.*“²⁷ Trotz strengster Maßnahmen rührte sich der protestantische Geist auch nach dem Bauernkrieg im ganzen Allgäu immer wieder. „*Allenthalben lasen die Allgäuer Bauern die Schriften der Reformatoren*“²⁸, wiewohl dies streng verboten war und von Zeit zu Zeit sogar Hausdurchsuchungen nach solchen verpönten Schriften veranstaltet wurden. Freilich war auf den Seelsorgsklerus zunächst auch noch kein rechter Verlass: Viele neigten selbst der Neuerung zu. Durch den großen Abfall gemindert, konnte die Kirche gegen die Treugebliebenen, auch wenn sie sehr zu beanstanden waren, nicht vorgehen. Erst als nach dem Konzil von Trient die Seminarien errichtet wurden, begann auch die neue Blüte des Klerus. ||13||

Neben dem Haus Österreich, das auch hier im Allgäu (Amt Gebrazhofen) weite Besitzungen hatte, dem Fürstabt von Kempten und dem Abt von Weingarten war es vor allem das Haus Waldburg, dessen Glieder beider Linien 1525 den Titel „*des Heiligen Reiches Erbtruchsess*“ er-

²⁵ ZIMMERMANN, Wilhelm: Allgemeine Geschichte des großen Bauernkrieges. Stuttgart, 1841. I, S. 124.

²⁶ BAUMANN, Franz Ludwig: Akten zur Geschichte des deutschen Bauernkrieges aus Oberschwaben. Freiburg, 1877, S. 287.

²⁷ WILLBURGER, RMS 9, S. 73.

²⁸ BAUMANN, Geschichte des Allgäus, III, 404.

hielten, das für die Erhaltung und Bewahrung unseres alten Glaubens unermüdlich, gerade in jenen Jahren, tätig war: die Jakobische Linie der Herrschaft Scheer-Trauchburg, vertreten durch den allverehrten Truchsess Wilhelm, der über 50 Jahre regierte (1504-1557) und dessen Sohn Otto als Bischof von Augsburg und Kardinal (gest. 1573) zu einem der gewaltigsten Vorkämpfer der Kirche und Hauptträger der Gegenreformation wurde. In der Georgischen Linie war es Truchseß Georg (Waldburg-Zeil-Wurzach), der gefeierte ‚Bauernjörg‘, der von 1526-1531 Statthalter von Württemberg war und in Krieg und Frieden Großes leistete. Weithin leuchten die Burgen und Schlösser des heute noch blühenden Geschlechtes in das südliche Oberschwaben herein – möge unser katholisches Volk den Dank nie vergessen, den es dem Hohen Hause schuldet!

Damit stehen wir am Ende unserer Darstellung. Was steht nicht alles hinter dem Wort ‚Reformation‘! Kaum überwindbare Missstände und auswegloses Suchen, ernstestes Ringen vor Gott und Gewissen, Gewalttat und Bluttat, allzu Hohes und allzu Niedriges. Vom Menschen her und von der Volksgemeinschaft her gesehen – eine Tragödie bis zur Stunde, eine Tragik nicht nur im Großen, sondern immer noch in unser aller Leben und Zusammenleben (Mischehe). Durch Jahrhunderte währten Streit und Verfehlung bis in Dorf und Familie hinein. Erst unter dem Generalangriff auf das Christentum überhaupt, der seine gefährlichste Verwirklichung im Kampf des Dritten Reiches fand, hat sich vieles Getrennte wiedergefunden. Auf beiden Seiten schaut man heute nicht mehr so sehr auf das, was trennt, als auf das, was uns gemeinsam ist. Wir wissen heute, dass uns der Protestantismus, vielleicht ungewollt, in der Aufschließung der Hl. Schrift, in der Neuformung der Theologie und Predigt, in der Gestaltung des Kirchenlieds zutiefst angeregt und befruchtet hat. Aber auch die besten Protestanten unserer Tage glauben und bekennen heute, dass sie zuviel in der Mutterkirche zurückließen, als sie einst auszogen, und sehnen sich wieder nach Kult und Sakrament. Werden wir uns ganz wiederfinden? Gott weiß es. Und bewirken kann es nur der Eine, der für beide das Ein und Alles ist:

Der Herr JESUS CHRISTUS.

5. Vortrag:

RECHT UND UNRECHT IM ALLGÄUER BAUERNKRIEG

Wenige Jahre nach dem Auftreten Martin Luthers brachen Ereignisse über unser Land herein, die der Reformator zwar nicht im eigentlichen Sinn verursacht, aber doch in ihrem gewaltigen Ausmaß und in der Tiefe ihrer Wirkungen beschwingt und beflügelt hat. Es ist der deutsche Bauernkrieg, die große soziale Revolution des Jahres 1525. Es ist wichtig, gleich zu Beginn unserer heutigen Darlegung uns bewusst zu werden, dass der Allgäuer Bauernkrieg nur ein *T e i l a u s s c h n i t t* einer Bewegung und eines Krieges ist, der damals fast das ganze Reich in schwerste Erschütterung brachte. Dieser Bauernkrieg ist eines der umstrittensten Kapitel der deutschen Geschichte. Obgleich wir keinen Mangel an zeitgenössischen Beschreibungen, an Akten und Urkunden haben, hat er in alter und besonders in neuerer Zeit jede Art von Ausdeutung über sich ergehen lassen müssen und wurde zu einem wahren Waffenarsenal für die Kämpfe der Parteien und Weltanschauungen gegeneinander. So hat – um nur einige zu nennen – bereits 1841-43 Wilhelm Zimmermann in drei Bänden den Bauernkrieg geschildert und dabei keine Gelegenheit versäumt, seine demokratischen Thesen herauszuarbeiten; sachlich auf ihm fußend, hat dann der große Führer der Sozialdemokratie, A. Bebel, 1876 sein Buch über den Bauernkrieg erscheinen lassen, an dem er seinen Lesern die Richtigkeit der Grundanschauungen des Marxismus aufzuzeigen sich Mühe gab. Wie endlich das ‚Dritte Reich‘ mit seinem Florian Geyer und seinen Klostersturmliedern vom „Roten Hahn“ und seinen tendenziösen Darstellungen im Kampf gegen Recht, Ordnung und Kirche immer wieder auf den Bauernkrieg zurückgriff, ist uns noch in lebendiger Erinnerung. Um so lebendiger und auch berechtigter wird darum die Frage in uns laut: Wie war es denn nun wirklich?

In [der] Beantwortung dieser Frage geht es uns nun nicht um eine möglichst eingehende Schilderung der Einzelereignisse, sondern um den Kernpunkt der Sache: Wo war das Recht und wo begann das *U n r e c h t*? Da wir die Entscheidung hierüber allein von den Geschehnissen im Allgäu her nicht fällen können, wird es in einem ersten Teil des Vortrags unsere Aufgabe sein, die deutsche soziale Revolution von 1525 als ganzes

- in ihren Ursachen, Programmen und Schicksalen - zu schildern, um dann zum Allgäuer Bauernkrieg überzugehen und zu einem abschließenden Urteil zu gelangen. ||02||

I. Die soziale Revolution in Deutschland 1525 (Ursachen, Programme, Verlauf)

Das Hauptschlagwort, mit dem einst die Anstifter und Wortführer der Bauernerhebung das Land- und Stadtvolk zum bewaffneten und gewaltsamen Aufstand aufriefen, war das von der Bedrängnis, dem Notstand, der ungerechten Bedrückung durch die Herren. „*Hilf Gott*“ – heißt es da in einem Flugblatt (Lamprecht 5.1, S. 349) – „*wo ist doch des Jammers je erhört worden? Sie schätzen und reißen den Armen das Mark aus den Beinen. ... Dazu müssen wir Armen ihnen Steuern, Zinsen und Gült geben, und soll der Arme nichts minder weder Brot, Salz noch Schmalz daheim haben mitsamt ihren Weibern und kleinen unerzogenen Kindern. ... Hat ihnen Gott solche Gewalt gegeben, in welchem Kappenzipfel steht das doch geschrieben?*“ Ohne sich die Schreiber und Agitatoren näher anzusehen und ohne in ehrlichem und gründlichem wissenschaftlichen Bemühen sich über die wirkliche Lage des deutschen Bauerntums im 15. und 16. Jahrhundert zu vergewissern, hat man dieses Schlagwort bis in die neuesten Geschichtsbetrachtungen hereingenommen. Die Bauern haben sich, so sagt man, in einem Verzweiflungskampf um ihr Leben, ihre Familien, ihr Hab und Gut gegen die unerträgliche Bedrückung und Ausbeutung vonseiten der Grundherrschaften erhoben, um sich ihre Rechte und ein menschenwürdiges Dasein zu erkämpfen.

*„Aufrauschte die Flamme mit aller Kraft,
brach Balken und Bogen und Bande.
Ja, gnade dir Gott, du Ritterschaft,
der Bauer stund auf im Lande.“* (Börries Frh. von Münchhausen)

In der Dichtung mag diese Schwarzweißmalerei wirksam sein, in der Geschichtsbetrachtung trifft sie nie die Wirklichkeit. Schon die großen Historiker Janssen und Baumann haben vor der Jahrhundertwende nachgewiesen, dass wir zu Beginn des 16. Jahrhunderts ein größtenteils wohlhabendes, tatkräftiges, selbstbewusstes und waffengeübtes Landvolk

vor uns haben. Auch Brieger ²⁹ bezeichnet die Lage der Bauern als eine des „*steigenden Wohlstands, ... eine solche, dass ihn der Hafer stach: Es erwachte Übermut und das Verlangen, sich über die Schranken seines Standes hinwegzusetzen*“, und meint, dass wir „*zu brechen hätten mit der herkömmlichen Weise, den Druck, welchen die Bauern vielfach verspürten ..., zurückzuführen auf den schamlosen Egoismus der Herren.*“ Dieser gleichen Ansicht ist auch der souveränste Kenner der mittelalterlichen Wirtschaftsgeschichte, J. Kulischer ³⁰, wenn er ausführt, der Bauernaufstand sei nicht die Folge der ||03|| sehr gedrückten Lage der Aufständischen gewesen, sondern eher Zeugnis von deren gehobener Stellung.

Während aber der Bauer im Aufsteigen begriffen und sein Standesbewusstsein und Selbstgefühl gewachsen war, wurden tatsächlich die Bande, die ihn umschlossen, schärfer angezogen. Daran waren aber weder die Bauern noch die Herren Schuld, sondern die politische Entwicklung Deutschlands. Im alten Reich der Königsmacht und des Stammesherzogtums war Raum genug, um die Lebensordnung der freien Bauern, der Zinser und Leibeigenen in erträglicher und stetig sich bessernder Weise einzurichten und in festen Rechtssatzungen zu sichern. Die Lebensbedingungen und Abgaben waren annehmbar und die Zinse, Zehnten und Fronen der Unfreien waren durchaus geregelte Dienste – die Bauern haben sich ja auch bei der Erhebung auf das alte Herkommen berufen. Nun waren aber an Stelle des starken und einheitlichen Reiches im Spätmittelalter immer mächtiger und anspruchsvoller die einzelnen Landesherrn, weltliche wie geistliche, hervorgetreten; ihre Territorien werden zu Staaten im Reich, die sich im wirtschaftlichen wie politischen Kampf behaupten wollen und müssen und die, gerade je kleiner sie sind, ihre Untertanen umso mehr heranziehen und belasten müssen – der Landesherr wird ein übergreifender und zusätzlicher Grundherr: Steuern und Fronlasten werden erhöht, die alten Rechte an Wald und Weide, an Wasser und Jagd gekürzt. Jagd und Fischerei, Holznutzung und Allmendansprüche: Alles wird zum landesherrlichen Vorrecht. Der Bauer sah das von der Enge und Härte des Alltags aus nur als herrische Willkür, in

²⁹ BRIEGER, Theodor: Die Reformation. Ein Stück aus Deutschlands Weltgeschichte. Berlin (Ullstein und Co.), 1917, S. 298.

³⁰ KULISCHER, J.: Allg. Wirtschaftsgeschichte des Mittelalters und der Neuzeit I. München, 1928, S. 154f.

Wirklichkeit waren aber die Bedingungen des politischen Lebens völlig andere geworden. Die Herrschenden haben sich nüchtern auf den Boden der neuen Wirklichkeit gestellt, während in dem Wollen der Bauern, in dieser gewandelten Welt das „*alte Herkommen*“ wiederherzustellen, etwas Reaktionäres und Undurchführbares lag. Insofern eignet dem Bauernkrieg tatsächlich der Charakter des *T r a g i s c h e n*, der schuldlosen Schuld, als die Landesherren im Machtkampf der Territorien den gemeinen Mann mit Diensten und Lasten stärker in den Dienst des Staatlichen stellen mussten und andererseits das Volk darin mit Recht eine persönlich unverschuldete Beraubung und Bedrückung sah.

Gegen diese „*Bedrückung*“ wandten sich die Bauern damals umso schärfer, als gerade um die Jahrhundertwende ihr Selbstbewusstsein und Standesgefühl sich gewaltig steigerte. Der berühmte Vers aus der englischen Bauernrevolte von 1381: „*Als Adam pflügte und Eva spann, wo war denn da der -Edelmann?*“ war schon lange in aller Munde. Die radikal-kommunistischen Lehren des Johannes Hus – „*alles soll allen gemein sein, niemand soll ein Sondereigentum besitzen*“ – geisterten schon seit hundert Jahren ||04|| gerade auch durch Süddeutschland. Drüben in der Schweiz aber hatten sich die Eidgenossen in erfolgreichen Kämpfen von ihren Landesherren freigemacht. Das Beispiel der Schweiz hat in unseren Gegenden gewaltigen Eindruck gemacht; immer wieder haben die Agitatoren des Bauernkrieges auf die Eidgenossen hingewiesen, um zu zeigen, dass ihr Vorhaben durchführbar sei. „*Und dass ich der alten Histori beschweyg, wie groß unsäglichen Gethaten hat so oftermals begangen das arm Bauernhäuflin euer Nachparen, die Schweyzer ... Sind doch der merertayl allwegen in die Flucht getrieben und König, Kaiser, Fürsten und Herren darüber zu Spott worden, wie mechtig und mit großer Heereskraft sy mit aller Rüstung wider sy warent.*“³¹ Aber nicht nur ein gerechtfertigtes Selbstbewusstsein hatte den Bauernstand ergriffen, – alle Zeugnisse der Zeit sprechen davon, wie auch die damals allenthalben überhandnehmende Genusssucht, der Luxus, der Drang nach Wohlleben und Großtuerei sich auf dem Land ausbreitete. „*Die richen Buren wollten es den Edelleuten zuvor thun und zeigen, dass sie mer Gelt hant, denn sie; sie achteten darumb auch keinen Adel mehr und*

³¹ Anonymer Aufruf 1525. In: JANSSEN, Johannes (1829-1891): Die Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalter. Acht Bände. Freiburg, 1878-1894. Hier: Band II, S. 454.

wollten von Diensten und Frohnden nichts mehr wissen.“³² – „Wenn im Dorf“, so heißt es in einem Bericht, „Hochzeit war oder Kindtauf oder Kirchweih, dann ging's often mit Kleiderprunken, Essen und Trinken viel köstlicher als auf dem Schloß ...“ Der Bauer versetzte oft ein Stück Land nach dem anderen, um ja großen Aufwand in Nahrung und Kleidung machen zu können, und Thomas Murner sagt von ihnen:

*„Im Würtshus sitzens Tag und Nacht
und hont ir Arbeit nimmer acht.
Sie verspielt und verzeren
mer, dann ir Pflug in mag eneren ...
dann verkouffen sy mit List
ir Frucht, die noch nit gewachsen ist.“*

„Saufen, fressen, geistlich und weltlich Obrigkeit schumphieren ist jetzt und Sache eines rechten jungen Buren worden“, meinte ein anderer Satiriker der Zeit.

Aber auch in der großen Masse der städtischen Bevölkerung sah es nicht viel besser aus. Der Großwucher der Handelsgesellschaften, die die Monopole über Ein- und Ausfuhr der Luxusgegenstände fest in ihren Händen hielten, untergrub den Wert des Handwerks und den Einfluss der Zünfte; das Geld sank im Wert, die Arbeitslöhne stiegen nicht; mit Beginn der Reformation hören die großen Kirchenbauten und Aufträge auf, damit schwinden für Tausende die Verdienstmöglichkeiten; man scheut die schlecht bezahlte Arbeit und sucht leichten Verdienst in Tausch, Feilschen und Handel. So bildet sich ein städtisches Proletariat heraus, das, je mehr es zusehends der Verarmung entgegenging, auch gegen die Besitzenden, ||05|| gegen die ‚Ehrbarkeiten‘, aufgebracht war. Durch den ganzen Bauernkrieg hindurch empfand man es mit Recht als schlimmste Gefahr, wenn sich diese in ihren Existenzgrundlagen erschütterten Massen in den Städten, die ‚Gemeinen‘, mit den aufrührerischen Bauern vereint hätten, wie es in Franken teilweise geschehen ist.

In diese beunruhigte, unzufriedene und aufbruchbereite Welt hinein läuteten nun die Sturmglocken der Reformation. Evangelium, Gotteswort gegen Menschensatzung, Freiheit eines Christenmenschen! Nicht als ob die Reformatoren förmlich den Bauernaufuhr gepredigt hätten! Aber wenn sie in maßloser und leidenschaftlicher Sprache die alte Kirche mit

³² JANSSEN, a.a.O., S. 412f.

Spott und Lästerung übergossen, wenn sie darauf hinwiesen, wie das Volk von den geistlichen Obrigkeiten seit Jahrhunderten absichtlich irreführt und ausgebeutet worden sei, und dass es nun im Namen Gottes und des Evangeliums diese ganze Ordnung umstürzen müsse, dann war es für die empfängliche und erregte Masse nur noch ein kleiner Schritt, diese Anschauungen auch auf die weltlichen Herren anzuwenden.

*„Der Luther kam in eben recht
mit viel guter Meren,
der die Heiligkeit verschmecht
und tut all Ding umbkeren.“*³³

meint ein Zeitgenosse, und so sah es auch der Biberacher Benefiziat Heinrich von Plummern: *„Item bin ich recht daran, im 25 jar da erhuob sich der purenkrieg us der ursach: der Luther het ain biechlin lasen usgun von der cristelichen fryhait, ouch andere biechlin, darus die puren nament, sy werent beschwert von iren oberkaiten, gaistlich und weltlichen, und mechtent sich selbs rechen und fry machen, rottieretent sich zuosammen, fiengen an, hufen zu machen.“*³⁴

Um ihr Recht haben die Bauern ja auch schon früher in gewaltsamen Aufständen gekämpft ..., jetzt aber kommt durch die Reformation ein ganz neuer Begriff: Das göttliche Recht! Nur die Pflichten und Dienste will der Bauernstand fortan auf sich nehmen, die sich aus dem Evangelium beweisen lassen. Der Fanatismus, mit dem sie an diesem Gedanken sich festklammerten, sowie besonders die Erbitterung und Schärfe, mit der in ganz Deutschland die Ausplünderung und oft auch Zerstörung der Klöster und Stifte durchgeführt wurden, gehen zweifellos auf Kosten der religiösen Neuerung.

Voll verständlich in all seinem Ausmaß und seinen Ausschreitungen wird uns aber der Bauernkrieg erst durch jenen Umstand, den man in den vergangenen Jahrzehnten so geflissentlich verschwieg, den wir aber gerade heute nach den letzten Erfahrungen unseres Volkes in seiner ganzen Bedeutung und Tragweite schärfer und klarer sehen: Führung und Propaganda. Mitten im Bauernkrieg, am 22. Mai 1525, schrieb Erzherzog Ferdinand, *„dass solch Empörung und Aufruhr allein aus etlichen vom gemeinen Mann, die in diesem Land nichts oder wenig*

³³ JANSSEN, a.a.O., S. 423.

³⁴ BAUMANN, Franz Ludwig: Quellen zur Geschichte des Bauernkriegs in Oberschwaben. Tübingen, 1876, S. 307.

zu verlieren haben, entspringen.“³⁵ Wenn man alle Quellen auf sich wirken lässt, hat man deutlich den Eindruck – und die Bestätigung darauf wird uns gleich die Schilderung des Allgäuer Bauernkrieges geben, dass der große Teil der Bevölkerung an sich durchaus für gemäßigtes Vorgehen war; aber nachdem es einmal seine Sache in die Hände der radikalen Aufwiegler und Anführer gegeben hatte, wurde er von diesen durch Wort und Schrift und Terror gezwungen, aufs Ganze zu gehen und den immer abschüssigen Pfad des Radikalismus zu beschreiten. Was das aber für Leute waren, die das Heft in der Hand hatten, sagt Erasmus, der gute Zeitbeobachter, nur zu deutlich: *„Die meisten unter ihnen sind Leute, die nichts zu verlieren haben, Bankrottierer, Flüchtige, abtrünnige Mönche und Priester, Menschen, die nach Neuerungen und Ungebundenheit lüsternt sind, unreife junge Leute, gedankenlose Weiber, Tagelöhner, charakterloses Volk, Abenteurer, Soldaten, auch manche durch ihre Verbrechen gebrandmarkte.“*³⁶ Fast alle Anführer der Bauernheere waren verwegene, übel beleumundete und verbrecherische Gesellen: der Odenwälder Wirt Georg Metzler, der Oehringer Metzger Claus Salb, der Unterländer gefürchtete Jäcklein Rohrbach, der Allgäuer Cunz Wirth, der sich öffentlich seiner dreißig Diebstähle rühmte! Und bei allen spielte das Wort und die Rede eine gewaltige Rolle. Von Jost Fritz, der schon 1513 in Südwestdeutschland den ‚Bundschuh‘ erhoben hatte und im Bauernkrieg einer der ersten „Ursächer“ war, heißt es im Brief eines Breisgauischen Amtmanns 1514: Er sei *„ein Führer und Verführer des Volkes durch und durch, mit süßer Rede angetan, wol wissend, wo dem armen Mann der Schuh drückt und wo selbiger von Juden und anderen Wucherern ..., von Fürsten, von adeligen und geistlichen Herren allzusehr mit Lasten und Frohnden beschwert worden.“* Er wolle aber nicht bloß *„Beschwer-nisse abschaffen, sondern alles über den Haufen werfen und mit Hilfe des Pöbels und aller Unruhigen selber groß werden, mächtig und reich. Er sprach so süß, dass jeder meinte, von Stund an selig und reich zu werden.“*³⁷ – Diese Abenteurer sammelten sich nun Gleichgesinnte aus Stadt und Land, und wenn sie stark genug waren, zog man durchs Land, zwang die Ruhigen und Biederen mit Schreck- und Einschüchterungsmitteln aller Art, mitzuziehen. Sie „drohten“, wird uns erzählt, *„alles zu*

³⁵ JANSSEN, a.a.O., S. 433,4.

³⁶ JANSSEN, a.a.O., S. 416.

³⁷ JANSSEN, a.a.O., S. 404.

verbrennen, wenn sie nicht wollten mitziehen, auch jedweden totzuschlagen, der es nicht wollte, und schlugen ihm einen Pfahl für das Haus.“ (Das Haus durfte also geplündert und der Mann erschlagen werden!). Dieser Terror ist auch für unser Allgäu bezeugt. Nach dem Krieg beschuldigt der Abt von Kempten die Aufwiegler: *„Sie haben des Gotteshauses friedliche Untertanen und Amtleute, die gern ihre Ehre, Pflicht und Eid gehalten hätten, zu ihnen und in ihre verdammte Bruderschaft genöthet und gezwungen, und diejenigen, die solches gewidert, zu verbrennen und zu schädigen gedroht, auch etlichen Pfähl für die Häuser geschlagen.“*³⁸

Das große Schlagwort war „das göttliche Wort“, das im „heiligen Evangelium ausgesprochene göttliche Recht“ – auch hier, wie immer, suchte sich die Revolution einen unklaren, allgemeinen Begriff, unter dem sich jeder denken konnte, was er wollte, und das jeder – der ehrliche Fanatiker wie der skrupellose Egoist – nach seinem Bedürfnis ausdeuten und ausschlichten konnte.

Bei uns im Allgäu zielte die Erhebung auf eine Neuordnung zunächst nur der sozialen und religiösen Verhältnisse. Viel weiter waren die Ziele in Tirol und Franken gespannt, wo man ernstlich an die Aufrichtung eines demokratisch-sozialistischen Reiches dachte, an dessen Spitze allenfalls noch ein Kaiser stehen sollte; es war schon so weit, dass man ein Volksparlament nach Heilbronn ausgeschrieben hatte, das über die neue Reichsverfassung beraten sollte, als der Bauernjörg allen diesen phantastischen Plänen ein blutiges Ende machte. Den Siedepunkt der revolutionären Erhitzung aber erreichten die Pläne und Kämpfe in Thüringen, wo der fanatische Thomas Münzer alles auf den Kopf stellte, um einen theokratischen Staat nach alttestamentlichem Stil zu verwirklichen, wir können es vielfach gar nicht mehr begreifen, was damals alles in den Hirnen und Herzen Platz fand und wofür man alles aufs Spiel setzte, und man möchte über manches lächeln, wenn wir inzwischen nicht selbst soviel ‚Unmögliches‘ in Führung und Verhetzung erlebt hätten und wenn – die Rechnung damals nicht so teuer hätte bezahlt werden müssen: In Thüringen sind damals abgesehen von Schlössern und Herrnsitzen 67 Klöster und Stifte zu Grunde gegangen³⁹, im ganzen Frankenland wurden 292

³⁸ JANSSEN, a.a.O., S. 440.

³⁹ Namentlich bei JANSSEN, a.a.O., 524.

Schlösser und 52 Klöster beraubt, zerstört oder völlig ausgebrannt.⁴⁰ Am Ende des Radikalismus stand das Grauen! „Wann soll man“, schreibt Cochläus, „so viel Schlösser, Klöster, Stifte, Kirchen und Dörfer wieder aufbauen, als wir in so kurzer Zeit verwüstet, zerstört und verbrannt haben? ... Die Häuser sind verbrannt, die Äcker und Weinberge umgebaut, Kleider und Hausrat geraubt oder verbrannt, Kühe und Schafe genommen. Es mocht doch wohl ein Stein erbarmen soviel jamers und Armut.“⁴¹

Nicht anders stand es am Ende auch im Allgäu, wohin wir nunmehr unsere Blicke lenken wollen. ||08||

II. Der Allgäuer Bauernkrieg

Auch im Allgäu war es infolge der veränderten politischen Verhältnisse schon im 15. Jahrhundert zu Unruhen gekommen. Besonders in der Kemptner Landschaft wehrte man sich, als immer mehr Freie im Zug der Entwicklung zu Eigenleuten des Fürstabtes wurden, gegen die verschärfte Maßnahmen und berief sich auf das alte Recht. Zu allem kam 1523 mit Sebastian von Breitenstein ein Abt an die Regierung, der als „*beschränkter und herrischer Mann*“⁴² die Lage nur verschärfen konnte. Als sich der Günzburger Tag (9.-14. Januar 1525) von dem man sich viel erwartete, zerschlug, ja, als der undiplomatische Abt [sogar] mit dem Landsknechtsführer Jörg von Friendsberg drohte, stieg die Erbitterung. In diesem Augenblick trat nun der Mann auf, der für die Allgäuer Bauern zum Schicksal werden sollte, Jörg Schmid von Leubas, der „Knopf von Leubas“, der vor allem durch seine Beredsamkeit zog. Eigenmächtig berief er mit seinen Freunden auf den 23. Januar [1525] eine Versammlung der ganzen Landschaft nach Leubas (bei Kempten) [ein]. Es wurde beschlossen, in allen Gemeinden Sturm zu läuten, den Abt beim Schwäbischen Bund zu verklagen sowie Verordnete für die 27 Gemeinden des Kemptner Landes aufzustellen. Inzwischen aber waren die Parolen der allgemeinen Bauernerhebung auch ins Allgäu gedrungen und am 17. Februar wurde auch bei uns zum ersten Mal das „*göttliche Recht*“ proklamiert. Am 20. Februar brachen die Kemptner den Rechtsstreit ab mit der Begründung: Auch sie wollten jetzt „*das Evangelium und Gottes*

⁴⁰ Ebenda, 543.

⁴¹ Ebenda, 560.

⁴² BAUMANN

Wort“. Die Predigten Schappellers in Memmingen, denen auch das Landvolk lauschte und in denen er u. a. ausführte, dass der Zehnten in der Hl. Schrift nicht begründet sei, taten ihre Wirkung. Auch eine Reihe weiterer Geistlicher verkündete bereits die neue Lehre, in unserer Nähe Hans Häring zu Legau und Pfarrer Florian zu Aichstetten. Die Bauern des Klosters Rot betonten deshalb am 14. Februar ihrem Abt gegenüber: Nicht s i e hätten den jetzigen Aufruhr gemacht, sondern solches komme von den Geistlichen und Hochgelehrten, die es jetzo öffentlich predigen ... die ziehen sich auf das hl. Evangelium, dass ein Mensch nicht über dem andern sei.⁴³

So war nun der Stein im Rollen. Die nun folgenden Ereignisse spielen sich in drei großen Phasen ab:

1. Der Aufruhr, Tagungen und Satzungen;
2. Der Kampf;
3. Das Ende und die Folgen.

1. Der Aufruhr

Bereits hatte sich in dem weiten Landstrich zwischen Memmingen und Donau der ‚Baltringer Haufen‘ gebildet. In unserem Gebiet fanden ||09|| zuerst die Kaufbeurer Bauern, zusammen, am 12. Februar erhoben sich die Prasberger und Kisslegger Bauern, wenige Tage darauf ergriff die Bewegung auch die Freien auf der Leutkircher Haide, die Grafschaft Eglöfs, die Untertanen der Herrschaft Hohenegg und Trauchburg und das ganze Ostallgäu. Die Bauern waren sich wohl bewusst, dass sie sich auf eine gefährliche Bahn begaben; vor allem Knopf von Leubas drang deshalb darauf, dass man sich bald zusammenschließe. Am 24. Februar wurde zu Oberdorf das Bündnis der Allgäuer abgeschlossen und die ‚Allgäuer Artikel‘ angenommen. Als Truchseß Wilhelm von Waldburg am 26. Februar die Feste Trauchburg besetzte, läuteten die Sturmglocken übers ganze Allgäu, da man schon das Heer des Schwäbischen Bundes im Anmarsch glaubte. Am 27. Februar fand zu Leubas eine allgemeine Landsgemeinde des Allgäuer Bundes statt. Um Mut zu machen, wurde das Gerücht verbreitet, der Herzog von Sachsen marschiere mit 60.000 Mann zum Schutz des „*Göttlichen Rechtes*“ heran. Die Leitung des Bundes, der sich

⁴³ BAUMANN, Zwölf Artikel 1896, 4.

jetzt „*Christliche Vereinigung der Landart im Allgäu*“ nannte, wurde einem Ausschuss übertragen. Man beschloss, jetzt alle zum Mitmachen zu zwingen, andernfalls der Pfahl vor die Türen geschlagen werde! Um sich schlüssig zu werden, worauf man hinauswollte – denn dem gemeinen Mann war das Wort vom „*Göttlichen Recht*“ doch zu undeutlich; er wollte Einzelheiten! – folgten sich im Monat März rasch nacheinander vier sog. Tagsatzungen oder Bauernparlamente in Memmingen:

- Auf der ersten Zusammenkunft vereinigte sich offiziell der Allgäuerhaufen mit dem Baltringer- und Seehaufen (6.-7. März);

- bei der Zusammenkunft am 14.-15. März wurden die berühmt gewordenen 12 Artikel angenommen, dem Schwäbischen Bund eingeschickt und im Druck über ganz Deutschland verbreitet;

- die dritte Tagung am 20. März suchte noch einmal mit dem immerhin gefürchteten Schwäbischen Bund eine friedliche Regelung zu finden, die aber im Verlauf

- der 4. Zusammenkunft am 30. März von den Bauern verworfen wurde.

Was forderten nun die Bauern in den zwölf „*Gründlichen und rechten Hauptartikeln aller Bauernschaft und Hintersassen*“?

• In der Einleitung betonen sie, dass sie nichts Anderes verlangen, als das Evangelium recht hören und nach ihm leben zu dürfen. „*Ob aber Gott die Bauern erhören will ..., wer will in seine Gerichte greifen, ja wer will seiner Majestät widerstreben ... Ja, er wird's erretten und das in einer Kürze.*“

• Im 1. Artikel verlangen sie, den Pfarrer selbst wählen zu dürfen, und verlangen von ihm, dass er das Evangelium klar und lauter und ohne menschlichen Zusatz verkünde.

• Der Zehnte, so heißt es im 2. Artikel, sei alttestamentlich und an sich aufgehoben, gleichwohl wollten sie zugunsten des Pfarrers und der Armen den Kornzehnten geben, nicht aber den Viehzehnten.

• Im 3. Artikel verlangen sie, dass es keine Eigenleute mehr geben dürfe, denn das sei „*zum Erbarmen, angesehen, dass uns Christus alle mit sei-||10||nem kostbarlichen Blutvergießen erlöst und erkauft hat*“.

• Das Recht, Wildpret, Vögel oder Fische zu fangen, heißt es im 4. Artikel, habe Gott einem jeden Menschen zugesprochen,

- die Waldungen aber, sagt der 5. Artikel, müssten Eigentum der Gemeinden werden.

- In den Dienstleistungen, so heißt es im 6. und 7. Artikel, müssten die Herren wieder auf das erträgliche Maß der Vorzeit zurückgehen, „wie unsere Eltern gedient haben, allein nach Laut des Wortes Gottes, und dieses Maß müsse vertraglich gesichert werden; was billig und recht sei, wollten sie gerne leisten.

- Gülten sollten herabgesetzt werden (8.) die Strafen dürfen nicht willkürlich [sein], „zu Zeiten aus großem Neid und zu Zeiten aus großer Gunst“ verhängt werden, sondern nach dem alten geschriebenen Recht.

- Wiesen und Äcker, die nicht rechtlich erkauft sind, heißt es im 10. Artikel, sollten an die Gemeinden zurückfallen.

- Besonders hart sei, wie der 11. Artikel ausführt, der Tod[es]fall, d. h. der Brauch, dass nach dem Tode des Mannes das „*Hauptrecht*“ oder „*Besthaupt*“ (= das beste Stück im Stalle), nach dem Tod der Frau der „*gewöhnliche Fall*“ oder das „*Gelaß*“ (das beste Gewand, in dem sie an Feiertagen zur Kirche gegangen war) an den Herrn abzuliefern war; sie wollen nimmer leiden noch gestatten, dass man Witwen, Waisen das ihre wider Gott, Ehre und Recht also schändlich nehmen und berauben soll (oft ein Teil des Erbes).

- Im 12. Artikel wird erklärt, sie seien bereit, jene Forderungen fallen zu lassen, die man als nicht der Schrift gemäß nachweisen könne (zur Vorsicht sind aber bereits bei jedem Artikel die Schriftzitate in Marginalien schon angebracht, wahrscheinlich durch Schappeler), umgekehrt aber auch gewillt, noch weiteres zu fordern, wenn sich das aus der Schrift ergäbe.

Wirklich revolutionär war eigentlich nur die Forderung nach Aufhebung der Leibeigenschaft. Alle anderen Forderungen richteten sich nur gegen jene oben genannten, politisch bedingten Neu-Belastungen. Natürlich hat man sich, um nicht alle Welt vor den Kopf zu stoßen, einer sanfteren Sprache bemüht, wie das ja jede Revolution tut, die Anhänger braucht und gegen Gewalt noch nicht stark genug [ist].

Durch eine Bundes- und Landesordnung wurde der Allgäuer Haufe organisiert. Er gliederte sich unter in den Günzburger, Oberdorfer, Seeger, Wertacher, Staufner, Kemptner, Sonthofner, Grönenbacher und

Trauchburger Haufen, den Haufen auf der Wurzacher Haide und auf der Leutkircher Haide. An der Spitze eines jeden dieser Plätze stand ein Hauptmann mit vier Räten (Leutkirch: Michel Heuß von Haselburg; Trauchburg: Hauptmann Hans Bitrolf von Holzleute mit den Räten Bartolome Müller von Sibratshofen, Hans Naterer von Friesenhofen, Jakob Foberer von Buchenberg und Pauli Kempter zu Eglofs). Die Bauern waren waffengeübt und viele hatten als Landsknechte gedient.

Der Schwäbische Bund hatte die Verhandlungen mit den Bauern von Anfang an nicht ernst gemeint, sondern wollte sie nur so lange ||11|| hinziehen, bis das Bundesheer unter Truchseß Georg von Waldburg, das zu dieser Zeit den Versuch Herzog Ulrichs, sein Land wieder zu gewinnen, kämpfend vereitelte, wieder frei geworden wäre. Ende März war es so weit, die Bundestruppen lagen an der Donau, die Verhandlungen wurden abgebrochen, der Kampf begann.

2. Der Kampf

Deutlich lassen sich in ihm zwei Abschnitte unterscheiden: Vom Beginn bis zum Weingartner Vertrag (Anfang April bis 17. April), und dann vom Vertragsbruch bis zur Schlacht an der Leubas (2. Mai bis 15. Juli 1525).

(a) Am 26. März hatte der Baltringer Haufen in seinem Gebiet Klöster und Burgen überfallen, wurde aber bereits am 4. April von Truchsess Georg so vernichtend aufs Haupt geschlagen, dass der ganze Bund – bis auf einzelne Versprengte – sich auflöste und auf Gnade und Ungnade dem Sieger ergab. Sogleich zog der Truchsess das Oberland hinauf, um den Allgäuer Haufen anzugreifen. An sich wäre die Lage der Allgäuer nicht schlecht gewesen: Die Reichsstädte liebäugelten mit ihnen, sie hatten nur eine Front, sie hatten das Zwei- und Dreifache an Fußvolk. Aber es fehlte am überlegenen Kopf; der Obrist Walther Bach mochte ein guter Landsknecht gewesen sein, aber zum Feldherrn fehlte ihm das Zeug. Geld- und Nahrungsvorräte aus den gestürmten und geplünderten Klöstern wurden sinnlos verprasst, wertvolle Zeit versäumt, und das Wichtigste, der rechtzeitige Zusammenschluss aller Bauern, nicht erreicht. Auch mit seiner Autorität drang er nicht durch, der Knopf von Leubas

betätigte sich ungehindert als Burgenstürmer und Mordbrenner und war ein Quertreiber großen Stils. So ereilte sie ihr Schicksal.

Am 11. April, dem Dienstag in der Karwoche, rückte der Truchsess mit seinem Heer heran. Den sich verziehenden Bauernhaufen nachjagend kam er von Baltringen über Ummendorf am Gründonnerstag, 13. April, nach Essendorf, wo es Tote und Gefangene gab. In der Nacht sandte er Spione nach allen Seiten. Anderntags entschloss er sich, gegen *W u r z a c h* vorzurücken, wo seine eigenen Untertanen unter Pfaff Florian von Aichstetten einen eigenen Haufen gebildet hatten.

Was war in Wurzach geschehen? Das Schicksal dieses Städtchens im Bauernkrieg wirft ein helles Licht auf die Ereignisse innerhalb der Allgäuer Bevölkerung überhaupt. Ursprünglich war die Stadt durchaus geneigt, dem Landesherrn die Treue zu halten. Am 6. Januar schreibt der Vogt von Waldsee dem Truchsess, der fern beim Bundesheer weilte: *„Wir seyen auf nächst mittwoch gen Wallsee geritten, haben die von Wurtzen, ettlich vom Rat, und ander auß der Lantschaft ouch zu uns dahin bescheiden und daselbs sampt dern von Wallsee Rat ain Ordnung wöllen machen, ob sich weiter etwas aufrür begäbe, wie man sich in der Lantschaft söllte halten.“* Dann erzählt er von ersten Unruhen und fährt fort: *„Dieweil nun ewer Gnaden ||12|| dise Beschwärd hört und vernimpt, und ewer Gnaden waist, wie wir züe Wolfegk, zü Wallsee und Wurtzen versehen seynd, so haben wir ewern Gnaden sölhs unerkundt eylendz nit lassen wollen.“* Der Truchsess habe zwar versprochen, etwas Besatzung in Wolfegg zu lassen, *„ist aber damit also hinweg geruckt und lat uns also bloß (entblößt) sitzen ... Will Ewer Gnaden nit anders darzü sehen und den Costen also sparn und furchten, sorgen wir, es werd kein gut end nemen. Ewer Gnaden hat oft und vielfältig allen Mangel gehört, aber noch wenig darzü getan, nun kunden wir nit mer, dann wir vermugen ...“* Der Truchsess konnte offensichtlich im Augenblick nicht helfen. Inzwischen wurden aber die Bauern der Umgebung Wurzachs durch die Baltringer und Kisslegger Bauern so sehr bedrängt, dass sie dem Landesherrn schrieben: *„Wenn er nicht bis zum Sonntag Invocabit (3. März) heimkomme und zu ihrem Schutz daheimbleibe, müssten sie gemeinsame Sache mit den Aufständischen machen. Georg antwortete ihnen am 28. Februar aus Tuttlingen, da er im Dienst des Erzherzogs und des Bundes stehe und eine wichtige Aufgabe zu lösen habe, „so muß ich eeren und meiner pflicht halben beleiben und kann nit abreiten“, bat sie in-*

ständig, ihm treu zu bleiben „*ansehen, dass ich allweeg euer gnediger Herr geweßt, dass Ir auch fridlich und wol hinter mir geseßen seind.*“⁴⁴ – „*Aber es half nit*“, sagt der Schreiber des Truchsessens, „*sondern sie zogen auf denselben Freytag vor Invocavit, fünf tausend starck, zuesammen gehn Wurtzach und machten einen Pfaffen, so von dem Truchsessens belehnet, zue irem Herrn und Hauptmann, wurden maynaydig und verbunden sich zu den andere Pauren im undern Allgew.*“⁴⁵ Die Stadt selbst aber stand noch zu ihm. Am 17. März anerkennt das der Truchsess in einem Schreiben aus Böblingen, dass die Bürger sich bisher zu ihm gehalten und noch tun. Er wolle das ihnen und ihren Kindern nicht vergessen und hoffe, dass er in Kürze selber kommen und sie schirmen könne.⁴⁶ Anfang April konnte sich die Bürgerschaft offensichtlich der Bauernheere nicht mehr erwehren und fiel ab.

Nun stand knapp zwei Wochen später der Truchsess vor den Toren der Stadt. Die Bauern hielten Wurzach gut besetzt, ihre Hauptmacht, an die 4.000 Bauern, hatten sie in dem für die Berittenen unzugänglichen Ried aufgestellt. In Erinnerung des erzwungenen Abfalls bot der Truchsess Friede und Gnade an, wenn sie ihm den Hauptmann Florian auslieferten; das wurde abgelehnt. Nun machte Georg ernst. Auf dem Gottesberg hatte er seine Geschütze aufstellen lassen – „*waren achtzehen gueter Stuck*“, sagt der Schreiber – „*und an dem heyligen Karfreytag nach Mittemtag fieng er an ze schießen wuder die Pauren, dass mir ze Weyssenhorn ob den hundert Schussen horten*“, berichtet Thoman in seiner Weissenhorner Chronik.⁴⁷ Die Bauern, von einer wilden Panik ergriffen – sie hatten sich den ||13|| Krieg wohl anders vorgestellt – stoben in wilder Flucht auseinander, viele ertranken in der Ach, wurden von den Landsknechten gefangen oder mussten sich in der Stadt ergeben. Der Truchseß ließ gegen Bauern und Bürger Milde walten, gab sie alle wieder frei und verbot ihnen nur das Waffentragen. Pfaff Florian aber war entflohen.

A. Bebel schließt seine Schilderung der Schlacht bei Wurzach: „*Im Ganzen waren während des Treffens nur 40 Bauern gefallen. Auf dem Rückzug aber wurden mehrere Hundert Bauern erstochen, nahe an*

⁴⁴ WALCHNER, Kasimir /-BODENT, Johann: Biographie des Truchsessens Georg III. Von Waldpurg. Konstanz, 1832, S. 252.

⁴⁵ BAUMANN, Quellen, 535.

⁴⁶ BAUMANN, Akten, 157.

⁴⁷ BAUMANN, Quellen, 87 f.

Hundert ertranken in dem tiefen Wassergraben der Stadt Wurzach und 400 wurden gefangen genommen und sämtlich niedergemetzelt!"

Der Großkeller von Weingarten aber schrieb am 19. April 1525, vier Tage nach der Schlacht, seinem Abt Gerwig Blarer: Melchior Katzmaier, der auch gefangen worden, habe ihm gesagt, es seien 300 gefallen; derselbe sagt auch: „Herr Jörg hab under den Gefangen zu Wurtzen n i e m a n d lassen mit dem Schwerte, noch Strang richten, sondern si al uff Abkumen wider ledig gelaußen. Man gibt ihm vil Lobs, umb das er sich an dem end so wol gehalten hat.“⁴⁸

So geht mit Geschichte um, wer sie Parteiinteressen dienstbar macht. Wir kennen das und wollen es uns merken.

(b) Beeilen wir uns jetzt, in großen Zügen den weiteren Verlauf des Krieges im Allgäu kennenzulernen:

Die Schlacht bei Wurzach wurde von großer Bedeutung. Walther Bach stand mit dem Gros des Allgäuer Haufens am 16. April bei Haselburg (Leutkirch), der Seehaufen stand bei Weingarten, wo ihn der Truchsess bereits anzugreifen begann. Die Bauern sahen in letzter Minute ein, dass es zwecklos war. Es kam zum ‚Weingartner Vertrag‘, in dem die Bauern auf das „*Göttliche Recht*“ Verzicht leisteten und auf der Grundlage des „*Ordentlichen Rechts*“ verhandelten. Der Truchsess kam ihnen weit entgegen. Diesen Vertrag nahmen am 24. April auch die Allgäuer an.

Aber die Haupttreiber und Agitatoren in- und außerhalb des Allgäus arbeiteten offen dagegen. Besonders der Knopf von Leubas – auf den damit alles weitere Blutvergießen und Unglück fällt – arbeitete mit Lüge und Drohung, bis der Aufstand von neuem auflohte! Das gelang im Augenblick umso leichter, als der Truchsess mit dem Bundesheer am 26. April in höchster Eile ins Herzogtum Württemberg und ins Frankenland eilen musste, wo der Aufruhr lichterloh flammte. Auf der Schwaigwiese zu Kempten wurde am 2. Mai von neuem das „*Göttliche Recht*“ proklamiert, die Obristen und Hauptleute des ‚Weingartner Vertrages‘ wurden abgesetzt. Die Westallgäuer sammelten sich am 2. Mai in Eglofs, wo sie Schloss und Pfarrhof plünderten, auch Siggen und Neidegg heimsuchten, zogen dann am 8. Mai nach Kisslegg, das ihnen kampflös in die Hände fiel; in ihrer Nähe, in Gebrazhofen, lagerten die unteren Westall-

⁴⁸ BAUMANN, Akten, 247.

gäuer aus Legau und Aichstet-||14||ten. Sie verhielten sich aber im Ganzen ruhig, wie dieser zweite des Krieges gekennzeichnet ist durch eine Defensiv-Stimmung – sehr zum Nachteil der Bauern, denn nie hätte eine Offensive für sie (wenigstens im Augenblick) so erfolgreich sein können wie damals. Die Ost-Allgäuer marschieren zuerst getrennt in fünf Haufen, vereinigen sich aber dann vor F ü s s e n am 10. Mai, um hier in langwierigen Verhandlungen mit dem Erzherzog Ferdinand ihre Forderungen, vor allem die Aufhebung der Leibeigenschaft, durchzusetzen. Man verspricht ihnen, man schließt auch einen Vertrag – 27. Mai – mit unklaren Wendungen und vielen Klauseln, der Bund verwirft ihn wieder und vertröstet auf einen ‚Kaufbeurer Tag‘ – alles in allem: Die Bauern sind dieser hohen Diplomatie nicht gewachsen und durchschauen sie nicht; man will sie nur hinhalten, bis das Heer wieder frei ist. Inzwischen machen sie selbst die größte Dummheit: Als der Bund auf Bitten der Stadt eine Besatzung nach Memmingen legt, rücken sie dorthin ab – trotz des Vertrages, den sie eben schlossen – und belagern mit völlig unzureichenden Mitteln und Kenntnissen die Stadt. Die Städte Isny, Wangen, Leutkirch, Kempten schicken Vertreter und wollen vermitteln, selbst Jörg von Frundsberg bietet sich an. Umsonst, der alte Ungeist, Knopf von Leubas, ist wieder da, an ihm scheitert jede überlegsame Handlung, am 27. Juni rücken sie unverrichteter Dinge wieder ab. Inzwischen steht aber der Truchsess mit dem Bundesheer wieder schlagbereit im Lande. Erschreckt bitten die Bauern nun den Landsknechtvater Jörg von Frundsberg um Vermittlung – nun lehnt dieser ab. Auch der Seehaufen und Tirol verweigern ihre Hilfe. So kommt es zum verzweifelten und selbstverschuldeten Endkampf. Das Bauernheer lagert an der Leubas, seine Stellung ist nicht schlecht. An die 23.000 Bauern schätzte der Truchsess. Eine zweimalige Kanonade vermag zunächst nicht viel. Da geschah etwas Seltsames: In der Nacht vom 14.-15. Juli flohen Bauern aus ihren so festen Stellungen, ließen Geschütze und ihre ganze Sache im Stich. Auch hier hat man natürlich eine Verrats- und Dolchstoßlegende erfunden, die wirklichen Gründe aber sind die, an denen der ganze Krieg auf Seiten der Bauern litt: Mangel an Zucht, Mangel an Lebensmittel und völliger Mangel an – Pulver! Die meisten gingen nun spornstreichs heim. Knopf von Leubas hielt noch an die tausend Mann zusammen – die nichts zu hoffen haben, sind in solchen Fällen immer die Zähesten, als aber der Truchsess anfang, Häuser und Dörfer niederzubrennen, da verließen ihn seine Bauern und ergaben sich auf Gnade und Ungnade.

3. Das Ende und die Folgen

Die Bestimmungen waren hart: Waffen abliefern, Versammlungsverbot, Rückgabe alles Geraubten, jedes Haus 6 Gulden Brandschadengeld, Ächtung der Flüchtigen, neue ||15|| Huldigung an die Grundherren. Brandschaden und Schadensersatz waren bei der großen Verarmung durch den Krieg oft kaum aufzubringen. Die Fahndung, Folterung und Bestrafung der Schuldigen zog sich noch lange hin. Niemand wollte schuldig sein und mitgemacht haben, alle waren sie nur genötigt, wie die Kemptener Bauern dem Abt in einem langen Schreiben von 18. September 1525 nachwiesen: *„Sein Gnad und nit wir sein Anfenger und Ursacher, und soll das seinen Gnaden selbs und nit uns zugemessen werden.“*⁴⁹ Was da an Zerstörung und Plünderung vorgekommen sei, *„ist nit von uns, ... wol von etlichen fremden Hergeloffen, uns nit bekannten Leuten beschehen, das und anders Ungeschickts uns in gantzen Trewen laid und wider gewesen.“* Auch das wird uns bezeugt, dass oft die, die im Bauernkrieg die Schlimmsten waren, jetzt als Angeber und Patrioten auftraten.⁵⁰ Die schlimmsten Rädelsführer freilich wurden gerichtet, darunter auch Knopf von Leubas, der bei Lochau erhängt wurde. Viele waren flüchtig in der Schweiz und anderwärts und verkamen in Heimweh und Verzweiflung. Über tausend Klöster und Schlösser lagen in Deutschland in Asche; hunderte von Dörfern waren verbrannt, die Felder ungebaut [korrekt: unbestellt], die Ackergeräte und fahrenden Habschaften geraubt und zerstört, das Vieh niedergemacht oder weggeführt; die Witwen und Waisen von den mehr als hunderttausend Erschlagenen befanden sich im tiefsten Elend. Und zu allem die Strafe und Rache der siegenden Herren! – Die Bauern aber sangen jetzt:

*„Reich sollen wir wer'n
und stehn in Ehr'n,
hielt süß man uns für,
womit man uns verführ.
Reich war'n wir wor'n?
O Gott erbarm,
was wir hatten, das han wir verlorn,
nun sint wir arm!“*⁵¹

⁴⁹ BAUMANN, Akten, 335.

⁵⁰ JANSSEN, a.a.O., 562.

⁵¹ JANSSEN, a.a.O., 572.

Recht und Unrecht im Allgäuer Bauernkrieg! Ich glaube, es ist nicht mehr viel zu sagen. Es gibt Gesetzmäßigkeiten der geschichtlichen Entwicklung und es gibt ewige Gesetze – an ihnen scheitern alle Lösungen der Gewalt, des Unrechts, der Auflehnung. Immer wieder versucht es der Mensch, und immer wieder steht er vor Trümmern. Zu allen Zeiten ist es sein Recht, ja seine Pflicht, am Aufstieg des sozialen Lebens mitzuwirken, und zu allen Zeiten verstrickt er sich dabei in Unrecht und Unordnung. Immer ist die Sehnsucht der Völker echt und tief, und immer wieder wird sie gekauft und verschwendet und enttäuscht von den Männern der Selbstsucht, Brutalität und Gemeinheit. Und am Ende – das Blut der Edelsten und die Tränen der Ärmsten. Wann werden wir aus der Geschichte lernen?

6. Vortrag:

„VOR PEST, HUNGER UND KRIEG“ – DAS ALLGÄU IM DREISSIGJÄHRIGEN KRIEG

Einleitung

*„Wir sind doch nunmehr gantz, ja mehr denn gantz verheeret!
Der frechen Völcker Schaar, die rasende Posaun,
Das vom Blut fette Schwerdt, die donnernde Carthaun,
Hat aller Schweiß und Fleiß und Vorrath auffgezehret.*

Die Türme stehn in Glut, die Kirch ist umgekehret.

Das Rathaus liegt im Grauß, die Starcken sind zerhau'n,

Die Jungfern sind geschänd't, und wo wir hin nur schau'n

Ist Feuer, Pest und Tod, der Herz und Geist durchfahret.

Hier durch die Schantz und Stadt rinnt allzeit frisches Blut.

Dreimal sind schon sechs Jahr, als unser Ströme Flut,

Von Leichen fast verstopfft, sich langsam fort gedrungen.

Doch schweig ich noch von dem, was ärger als der Tod,

Was grimmer denn die Pest und Glut und Hungersnoth:

Dass auch der Seelen-Schatz so vielen abgezwungen.“⁵²

Mit wenigen, aber kräftigen und bedeutsamen Strichen zeichnet uns Gryphius (1616-1664) hier ein Bild von der grenzenlosen Not, in der er Deutschland mitten im Dreißigjährigen Krieg sah. Auch unsere ober-schwäbische Heimat hat damals Kämpfe gesehen und ein Elend durchge-standen, das bis hart an die Grenze des Ertragbaren reichte und der Er-innerung unseres Volkes bis zur Stunde unverwischbar anhaftet. Jahre und Jahrzehnte hindurch ging es immer wieder an Hab und Gut, an Leib und Leben, und so ist es nicht zu verwundern, wenn Zeitgenossen und spätere Geschichtsschreiber vor allem davon berichteten und wenn bis heute eine Schilderung des Dreißigjährigen Krieges für gewöhnlich sich in der Wiedergabe der kriegerischen Ereignisse und der fürchterlichen

⁵² GRYPHIUS, Andreas: Thränen des Vaterlandes. 1636.

Nöte und Greuel erschöpft. Damit nähert sich aber der Historiker bedenklich dem Stil der „Chronique scandaleuse“ (der Geschichtenträgerin), die, so zutreffend ihre Einzelheiten auch sein mögen, dem Geist und den Kräften der schweren und – trotz allem – großen Zeit nicht gerecht werden kann. Die Epoche des Dreißigjährigen Krieges hat uns wahrlich mehr zu geben als den billigen Trost, dass vor dreihundert Jahren auch schon Ströme von Blut vergossen und wahnwitzige Greuel verübt wurden. Um aber zu dieser wirklichen und tieferen Erfassung der Zeitvorgänge vorzustoßen, müssen wir uns einleitend über die Gedanken ||02|| und Kräfte, von denen die Zeit beherrscht war, einigermaßen klarwerden, ehe wir uns der Schilderung der Kriegsereignisse, Hungersnöte und Pestzeiten zuwenden.

Als Luther auftrat, hatte die religiöse Erregung zunächst das ganze Volk ergriffen: Von den Fürsten und Rittern bis zu den Dorfpfarrern und Bauern. Die Wogen gingen hoch und schlugen, wie wir sahen, aus dem religiösen Bereich hinüber ins soziale und politische Leben. Und je mehr dies der Fall war, desto mehr waren die fürstlichen Herren gezwungen, die religiösen Fragen entschieden in ihre Hand zu nehmen. Das taten sie denn auch, und damit glitt die religiöse Frage aus der Ebene des Gespräches und des Schreibens hinüber auf das Forum der Reichstage und nur allzubald aufs blutige Schlachtfeld. *„So gehen wir in eine Periode deutscher Geschichte hinein, in der auf dem sichtbaren Vordergrund der Bühne nur noch eine geringe Anzahl von Personen in Handlung tritt: Fürstliche Herren ..., geheime Räte ..., Kriegshauptleute und Generale.“*⁵³

Für das Volk aber galt der (im Grunde heidnische) Grundsatz: *„Wess‘ das Land ist, dess‘ das Bekenntnis“* mit dem einzigen Zugeständnis, dass der widerstrebende Untertan *„abziehen“* (*ius emigrandi*) durfte. Mit dieser Handhabe haben nun aber nicht nur die protestantischen Landesherren gearbeitet, sondern gerade seit etwa 1560 auch die katholischen Regenten. Das *„Landeskirchentum“*, das sich ja schon vor der Reformation langsam herausbildete, trat nun ausgeprägt in Erscheinung. Auf der katholischen Seite trat es mit einer Wucht und einem Schwung auf, der das weitere Vordringen des Protestantismus nun endgültig verhinderte. Überall, wo das nach 1560 noch einmal versucht wurde: In Ober- und Niederösterreich, in Köln, in Würzburg, Trier, Paderborn, Münster, Salz-

⁵³ BRANDI, Karl: Gegenreformation und Religionskriege. Leipzig, 1941, S. 6.

burg, Bamberg, misslang es. Diese Kraft des Widerstandes kam aber nicht aus der politischen Macht der betreffenden Fürsten, sondern aus einer inzwischen erfolgten großartigen Erneuerungsbewegung innerhalb der Kirche selbst, die man gemeinlich als *G e g e n r e f o r m a t i o n* bezeichnet.

Karl Brandi nennt diese Erneuerung der katholischen Kirche um die Mitte des 16. Jahrhunderts „einen der größten welthistorischen Vorgänge.“⁵⁴ Was war geschehen? Allgemein war die Sehnsucht der Besten in der Christenheit nach der wahren Reform schon lange vor dem Auftreten Luthers. Er war nicht der erste und blieb beileibe nicht der einzige, wohl aber der radikalste. Schon vor ihm war – mit [dem] entschiedenen Ziel, die Kirche zu erneuern – in Italien das ‚Oratorium der göttlichen Liebe‘ und der Theatinerorden ins Leben getreten, denen es zu verdanken ist, dass im Süden allmählich der ganze Episkopat und Klerus sich religiös erneuerte. ||03||

Der päpstliche Stuhl war inzwischen verschiedentlich mit Männern besetzt gewesen, die – wie Hadrian VI., der letzte deutsche Papst, und Paul III., der endlich das langersehnte Konzil verwirklichte – das Gebot der Stunde erkannten. In Spanien stand der katholische Glaube nicht nur in seinem machtvollen Königtum, sondern auch in der Pflege einer großartigen Theologie und in der Mystik, Heiligkeit und Tatkraft einer heiligen Theresia von Avila auf glanzvoller Höhe und warf seine Sonnenstrahlen über ganz Europa. 1534 gründet Ignatius auf dem Montmartre zu Paris das „Fähnlein Jesu“ und seit 1540 kämpft diese Gesellschaft Jesu in unbedingter Ergebenheit gegen die Kirche und vorbehaltloser Hingabe an ihre vielseitigen Aufgaben als geschlossenste und mutigste Kampftruppe der alten und stets sich verjüngenden Kirche an allen Fronten. In unbeirrbarer Zuversicht auf das Unvergängliche ihres Wesens hat inzwischen die Kirche auf dem Konzil von Trient (1545-1563, mit Unterbrechungen) die ewigen Wahrheiten des Glaubens allen Stürmen und Anfeindungen der Gegenwart zum Trotz neu ausgesprochen und die Reform in Angriff genommen. Bald darauf wurden diese Reformbestrebungen durch Diözesansynoden allen Gläubigen, besonders dem Klerus vertraut gemacht. Ergreifend ist die Ansprache, die der Vetter des Hl. Karl Borromäus, der Konstanzer Bischof Markus Sittich zur Eröffnung der Diöze-

⁵⁴ BRANDI, a.a.O., S. 7.

sansynode im Jahre 1567, an die Prälaten, Äbte, Dekane und Deputierten der immer noch gewaltigen Diözese gehalten hat: Wie dieser durchaus nicht immer vorbildliche Herr den ganzen Klerus eindringlich beschwört, auf das große Anliegen des Trienter Konzils einzugehen und mit aller Kraft an der Erneuerung der Kirche zu arbeiten.⁵⁵ Dass diese wahre und tiefgreifende Erneuerung der Kirche aber nicht eine Sache kühler Planung oder schlauer Berechnung war, sondern aus dem Tiefsten ihres Wesens, aus dem „wahren Weinstock“, aus Christus kam, beweist die Fülle der Heiligen dieses Jahrhunderts: Ignatius, Franz Xaver, Aloysius, Stanislaus Kostka, Franz Borgia, Petrus Canisius, Carl Borromäus, Bischof Fisher, Philipp Neri, Teresa von Avila, Johannes vom Kreuz u.v.a.

Das Prachtgewand für diese Triumphe des neuerstarkten Katholizismus hatte Michelangelo im Ahnungsschauer seines religiösen und künstlerischen Genies im Voraus geschaffen, als er 1547 schon in einmalig kühner Planung die Kuppel über das Petrusgrab wölbte, [die 1590, am Ende der Regierungszeit von Papst Sixtus V. fertig wurde].⁵⁶

Von diesen Gedanken und diesem Schwung der Gegenreformation wurden nun auch die katholischen Fürsten mehr oder weniger ergriffen. Die „*Verteidigung des Glaubens*“ wird als eine ihrer ersten Pflichten angesehen, - wenn nötig, muss er auch den Krieg für den Glauben als „*Streiter Christi*“ unbedingt bejahen. Auf der anderen Seite waren freilich auch die protestantischen Fürsten nicht minder entschlossen, für die, wie sie klar sahen, bedrohte „*Freiheit des Evangeliums*“ zu kämpfen. So sammeln sich die Gruppen, 1608 bildet sich die protestantische Union, bereits 1609 schließen sich die katholischen Fürsten unter Herzog Maximilian von Bayern zur katholischen Liga zusammen. Knapp zehn Jahre später bilden die Prager Wirren den äußeren Anlass zu einem Krieg, dessen wahre Ursachen in der Glaubensspaltung selbst und in der nachfolgenden Entwicklung, Einstellung und Gestaltung der beiden Lager zu suchen sind. Man spricht oft von einem „*sinnlosen Bruderkrieg*“, von der Tragik, dass das deutsche Volk sich drei Jahrzehnte um einiger Dogmen willen zerfleischte und an den Rand des Abgrunds brachte. Eines der Urteile des ‚Siebengescheiten‘, der es nachträglich immer so gut weiß! Der

⁵⁵ FDA (Freiburger Diözesan-Archiv). Freiburg, 1890+1892, Band XXI+XXII, ed. Sambeth.

⁵⁶ Die ausformulierte Ergänzung des Herausgebers basiert auf einer mit Bleistift geschriebenen Randnotiz von P. Reinhard Kempter selbst.

Historiker wird hier anders denken. Er wird nicht von ‚heute‘ ausgehen, sondern von ‚damals‘. Und damals war in Deutschland einerseits das neue Bekenntnis, unbedingt von der Heiligkeit der eigenen Sache durchdrungen und vom Glauben beseelt, dass die Tage der Papisten in Deutschland gezählt seien. Auf der anderen Seite stand, wie wir sahen, der erneuerte Katholizismus, der die Sache der Kirche sieghaft vorandringen sah und das Reich doch wieder im Glauben zu einigen dachte. Auf beiden Seiten Menschen mit großen Zielen und von großem Format. Es geht nicht an – alle Menschlichkeiten zugegeben – eine Gestalt wie Kaiser Ferdinand II., der gerade im Licht der Gegenreformation doch imposant aufleuchtet, als Stümper zu kennzeichnen (Haller), oder Gustav Adolf jeden Zug ins Ideale und Große abzusprechen (vgl. Weiß, Weltgeschichte). Die Spaltung war gegeben, Ansprüche und Überzeugungen und tiefgefühlte Verpflichtungen trieben voran; so konnte es nicht bleiben, die Dinge trieben weiter, man musste ‚hindurch‘! Erst die langen Wechselfälle und Nöte des Krieges haben dann an beiden Welten so lange „geschliffen“ und geformt, bis die Form eines real-durchführbaren Zusammenlebens beider Konfessionen in dem einen Reich gegeben war. Das war die geschichtliche Aufgabe, die dieser Krieg an uns zu erfüllen hatte. Und sie ist gelöst worden, – es ist der letzte „Religionskrieg“! Bei allen Greueln und Furchtbarkeiten dieses erregten Zeitalters dürfen wir das nicht vergessen: Im tiefsten Grunde aller dieser Kämpfe „schlummerte die religiöse Idee.“⁵⁷ und gerade weil es ein Volk war, das so zäh und gläubig im Gefolge seiner Fürsten, Protestanten wie Katholiken, für seinen neuen oder angestammten Glauben focht und litt, fand es auch die Kraft, in der Religion die grauenhafte Not dieser drei Jahrzehnte zu überstehen und sein Leben neu aufzubauen. „Umsonst sind jene Kämpfe nicht gewesen.“⁵⁸ ||05||

Der große Krieg, der nach und nach ganz Europa in Bewegung setzte, aber fast durchweg auf deutschem Boden ausgetragen wurde, wird heute vom rückschauenden Geschichtsbetrachter in vier großen Abschnitten gesehen:

1. Der böhmisch-pfälzische Krieg (1618-1623);

⁵⁷ BRANDI, a.a.O., S. 170.

⁵⁸ BRANDI, a.a.O., S. 309.

2. Der dänisch-niedersächsische Krieg (1625-1629), in dem Tilly und Wallenstein auf der Höhe ihrer Erfolge standen und an dessen Ende Kaiser Ferdinand II. im Vollbewusstsein seiner Macht das Restitutionsedikt erließ, das der alten Kirche – freilich nur auf wenige Jahre – alle seit 1552 verlorenen Güter wieder zurückgab.

3. Der schwedische Krieg (1630-1635), während welchem der Krieg seinem dramatischen Höhepunkt zueilte;

4. Der schwedisch-französische Krieg (1636-1648), nach dessen Ablauf der Friede zu Münster (mit Frankreich) und Osnabrück (mit Schweden) das furchtbare Ringen beendete.

Damit kennen wir die Voraussetzungen und den großen Rahmen und können nun die Ereignisse in Oberschwaben und im Allgäu ins Auge fassen. Dabei lösen wir die vielfach ineinander verflochtenen Vorgänge und sprechen zunächst

- von den eigentlichen Kriegsereignissen,
- dann von Teuerungen und Hungersnöten,
- weiter von den furchtbaren Pestzeiten,
- um dann zum Abschluss die grandiose geschichtliche Tatsache auf uns wirken zu lassen, wie unsere Heimat in einer seelischen Kraft und Zuversicht ohnegleichen diese bis dahin schwerste Stunde ihrer Geschichte überstand und überwand.

I. Der Krieg

(a) Während der ersten beiden Zeiträume des Krieges, also bis 1630, blieb unser Land von eigentlichen Kriegshandlungen verschont. Und doch bekam es den Krieg alsbald hart genug zu fühlen. Außer Kempten und Memmingen, die sich zur protestantischen Union schlugen, war das Land kaisertreu. Nun kostete aber der Krieg Geld, und dieses Geld mussten die Fürsten und Prälaten aus ihren Territorien herausholen! Dann aber galt es vor allem, Truppen zu werben. Es gab damals keine Dienstpflicht und kein Volksheer, sondern der Kriegsherr stellte seinen Obersten Patente (= Werbebriefe) aus, auf Grund derer diese dann Söldner warben und ihre Regimenter aufstellten. Das dauerte oft lange, und wenn dann diese Truppen im Lande lagen und keinen oder allzu geringen Sold bekamen, griffen sie zur Selbsthilfe und streiften von Anfang an, ob in Freundes- oder Feindesland, plündernd und brandschatzend im Lande

herum: Sie waren Leute aus aller Herren Länder, ziemlich unbekümmert um die Kriegsziele ihrer ||06|| Herren; der Krieg war ihnen Handwerk, Verdienst und Gewinn, und danach handelten sie. Zu diesen Truppensammlungen kamen die häufigen Truppendurchzüge. Unsere Gegend hatte besonders im Frühjahr 1625 darunter zu leiden, als die Kompanien des Oberst Ilat in Kisslegg, Isny, Ratzenried und in der Herrschaft Trauchburg lagen und Oberst Pappenheim in Waldsee einrückte. Im Sommer dieses Jahres lagen über 9.000 Soldaten in Oberschwaben und es heißt, das Volk sei darüber recht „*schwierig*“ geworden, da es fürchtete, diese Einquartierung könne über den ganzen Winter dauern. Wie es da zuging, ersehen wir aus einer Urkunde des ehemaligen Fürstlich-Wurzachschen Archivs: „*Sie lassen sich mit nichts ersättigen. Ihrem Leutnant gibt man bei jeder Mahlzeit 18 gute Speisen; doch ist er damit nicht zufrieden; er will Vögel, köstliche Fische, stattliche süße Weine, Pomeranzen, Zitronen; dergleichen haben nicht nur der Leutnant, sondern auch fast der geringste Reiter. ... Den Kommisswein schütten sie den Rossen an's Futter; dann muß man ihnen die ganze Nacht zu fressen und zu saufen geben; den Wein muß man zuvor allzeit in dem Schöpfbrunnen kühlen, sonst schütten sie ihn aus. Sie bleiben nicht in ihren Losamenten (= Quartieren), sondern kommen 50-60 in eines Bürgers Haus; da heißt es nur: Trag auf das Beste! Wenn sie ein Glas, Kanne, Flasche, Schüssel oder Teller geleert haben, werfen sie's zum Fenster hinaus.*“⁵⁹

Im Jahre 1628 schreibt Truchsess Wilhelm Heinrich (Scheer-Trauchburg), das Landvolk sei äußerst erbittert über die Soldaten und griffe bereits zur Selbsthilfe: Wenn nur kleine Truppenscharen kämen, werde Sturm geschlagen und das Quartier versagt: „*Sie wollen alles angreifen und sich rächen für das, was ihnen vorher Leids geschehen sei.*“⁶⁰ Schlimm wurde es 1629, als Gallas und etwas später die Wallensteinschen Truppen durch Oberschwaben zogen. Vor allem waren es die schweren Abgaben (= Kontributionen), die dem Lande zum Unterhalt und Transport der Truppen auferlegt wurden. Hatte Truchsess Wilhelm Heinrich schon 1624 geschrieben, er und seine Untertanen hätten zur „*Erhaltung der Religion und der kaiserlichen Autorität*“ schon bis zum

⁵⁹ VOCHEZER, Joseph: Geschichte des fürstlichen Hauses Waldburg in Schwaben. Drei Bände. Kempten, 1888-1907. Hier: III, S. 362.

⁶⁰ VOCHEZER, III, 375.

eigenen Verderben Abgaben geleistet und „können jetzt nicht mehr“⁶¹, so teilte der Schwäbische Kreis am 17. Januar 1630 dem Kaiser mit: *„Der Kreis sei durch die unerschwinglichen Kontributionen und Geldexekutionen, durch Raub und Plünderung, Mord und Brand und andere täglich und stündlich zugemutete Beschwernisse in das tiefste Elend geraten. Die Bevölkerung sei ‚bis auf Mark und Bein und den äußersten Grad ersäuet, ausgemörgelt und erschöpft, daß die Leute Haus und Hof verlassen, vor Hunger und Kummer verschmachten, sich in Verzweiflung selbst leiblos machen.“*⁶² Denken wir noch an die Teuerung des Jahres 1622, den Misswachs 1627 und die Pest 1628-29, ||07|| so müssen wir das Urteil Baumanns unterstreichen, *„dass unsere ganze Landschaft schon vor 1632, also schon bevor sie wirklich vom Kriege heimgesucht wurde, ausgesogen und verarmt war.“*⁶³

(b) Im Jahre 1630 landete der Schwedenkönig Gustav Adolf, der *„Löwe aus Mitternacht“*, mit seinem Heer, das er in der Folgezeit gewaltig verstärkte, an der deutschen Küste. Zweifellos war seine Absicht, dem ‚bedrängten Evangelium‘ in Deutschland zu Hilfe zu kommen, ehrlich gemeint, aber ebenso wichtig waren ihm und seinen Vertrauten die realpolitischen, national-schwedischen Gesichtspunkte der Sicherung und Erweiterung seines Reiches. Am 7. September 1631 hatte er die Kaiserlichen unter Tilly bei Breitenfeld-Leipzig entscheidend geschlagen, der Weg nach Süddeutschland war frei, *„und schon im März 1632 standen seine Kriegsscharen vor den Schwellen des Allgäus.“*⁶⁴ Dieses Jahr 1632 wurde nun für Oberschwaben *„wohl das furchtbarste in seiner ganzen Geschichte.“*⁶⁵ Einen Augenblick schien es, als wollte ein Teil der Allgäuer Widerstand leisten. Als aber dann die Schweden von Ulm und Augsburg her nach Süden vorrückten, wurde Hoch und Nieder von einer namenlosen Panik ergriffen und griff zur Flucht – in die Schweiz, nach Vorarlberg und Tirol. Im Kloster Irsee blieb niemand zurück, in Ottenbeuren nur ein Mönch, in Rot nur zwei, Truchsess Wilhelm Heinrich eilte nach Konstanz, wo sein Vetter, Truchsess Johannes, Graf von Waldburg-Wolfegg, Bischof war. Im April besetzte der schwedische Oberst Taupadel Memmingen; fast das ganze Ostallgäu *„accordierte“* (= unterwarf sich).

⁶¹ VOCHER, III, 559.

⁶² VOCHER, III, 378.

⁶³ BAUMANN, Geschichte des Allgäus, III, 167.

⁶⁴ BAUMANN, Geschichte des Allgäus, III, 170.

⁶⁵ WILLBURGER, Allgemeiner Volksfreund, 1935.

Den Westallgäuern steifte inzwischen der kaiserliche Oberst Rudolf von Ossa zusammen mit der Vorarlberger Landwehr den Rücken; Mitte April besetzte er Leutkirch. Das ließen sich die Schweden nicht bieten. General Ruthven, vom Volke nachmals „Pater Rotwein“ genannt, rückte bereits von Ulm herauf. Er veranlasste Taupadel, Leutkirch zu besetzen. Am 17. April wurde es erstürmt und geplündert, wobei den Schweden 20.000 fl. bar in die Hände fielen. Tags darauf erschien Ruthven selbst in Leutkirch mit 1.800 Mann; von hier aus plünderte er Schloss Zeil, weil Truchsess Jakob bei Ravensburg die Schweden bekämpfte. Dann zog er mit dem größeren Teil seines Heeres nach Wurzach, wo die Schweden am 18. und 19. April 1632 erstmals weilten. Die Stadt musste 600 fl. Brandschatzung zahlen. Von Wurzach aus erließ Ruthven auch an die Stadt Waldsee die Aufforderung, Deputierte nach Wurzach zu schicken, „um mit ihm über die Kontribution zu traktieren und sich gütlich in den Schutz des Königs von Schweden zu begeben.“⁶⁶ Da die Waldseer Abgesandten erst 10 Tage später in Biberach beim Schwedengeneral eintrafen, wurden sie, weil niemand nach Wurzach gekommen war, sehr rauh empfangen und ihnen eine wöchentliche Kontribution von 160 Talern auferlegt. ||08||

Dieser 18. April [1632] war ein böser Sonntag für die ganze Umgegend. Die Schwedischen kamen auf dem Zug nach Wurzach auch hart an Wolfegg vorbei; Truchsess Heinrich erzählt selbst: *„Ich bin daher verursacht worden, besagten Samstag um 11 Uhr nachts mit meiner Gemahlin, meinen Kindern und zwei Enkelinnen aufzubrechen und meinen Weg auf Waldburg, Tettwang und Langenargen zu nehmen“*, von wo er nach Konstanz weiter flüchtete. Ruthven selbst zog über Ummendorf nach Biberach. Eine Abteilung aber besetzte und plünderte Isny, obwohl die geprüfte Stadt erst kurz zuvor, am 14. September 1631, zu zwei Drittel (240 Häuser)⁶⁷ niedergebrannt war. 500 schwedische Reiter nahmen am 22. April Wangen ein und erpressten schwere Summen. Wer mit den Schweden „*accordierte*“, bekam gegen Bezahlung hoher Kriegssteuern eine sogenannte „*Salvanguardia*“, einen sehr zweifelhaften Schutz, wie z. B. das Kloster Rot, das dafür jede Woche 100 Taler aus seinen erschöpften Un-

⁶⁶ VOCHER, III, 388.

⁶⁷ Vgl. WEBERBECK, M.: Sammlung denkwürdiger Begebenheiten der Stadt und des Klosters Isny ... Lindau, 1822, S. 94.

tertanen herauszupressen hatte. So hatten nun die Schweden den größten Teil Oberschwabens in ihren Händen.

Nun rief der Bischof von Konstanz zur Gegenwehr auf. Anfang Mai [1632] kam der kaiserliche Oberst Ossa mit 4.000 Mann nach Oberschwaben. Auch die Vorarlberger Landwehr, 8.000 Mann stark, geführt von Graf Johann Hannibal von Hohenems, erschien auf dem Plan und rückte siegreich bis Scheidegg vor. Die Wangener Besatzung wurde geschlagen und nach Leutkirch zurückgedrängt, und auf diesem Rückzug geschah es, dass die Schweden wutentbrannt Dürren, Hilpertshofen und Waltershofen verbrannten und im letztgenannten Dorf 20 Bauern erstachen. Von Leutkirch aus machten sie am 8. Mai nochmals einen Vorstoß an die Argen bis Ratzenried, damals noch Wetzelsried genannt, und brannten dort beide Burgen, Alratzenried überm Schlossweiher und die auf der Höhe von Ansberg gegenüber Dürren, völlig nieder und äscherten auch die Kirche ein. Bald wurden aber die Schweden über die Iller gedrängt, wobei sie am Abend des 8. Mai die schöne, aus Eichenholz meisterhaft gezimmerte Illerbrücke bei Ferthofen in Flammen aufgehen ließen. Andere versprengte schwedische Gruppen machten die Wurzacher Gegend unsicher und verbrannten ebenfalls am 8. Mai die Ortschaften Dietmanns, Albers, Oberluizen und wahrscheinlich damals schon Ellwangen; um diese Zeit wurden wohl auch die Weiler Karlis und Lampertsried (Gemeinde Seibranz) von den Schweden zerstört.

Inzwischen hatte Ossa an die 20.000 Mann beieinander und besiegte die Schweden noch einmal bei Egelsee, die beim Rückzug auch die dortige Brücke zerstörten. Diese Erfolge im Westallgäu ermutigte damals das ganze Landvolk, auch im Ostallgäu und Illertal, den Schweden bewaffneten Widerstand zu leisten. Den Schweden wurde es warm. Ruthven berichtete dem Schwedenkönig, der gerade als Sieger in München weilte, eilends über den Ernst der Lage und verstärkte seine Truppen. Schon waren die Kaiserlichen bis Memmingen vorgestoßen, als Gustav Adolf selbst am 3. Juni in Memmingen einrückte und nach seinem Weggang 12.000 Mann in der Stadt zurückließ. Ossa wich über Leutkirch bis nach Lindau zurück, ließ aber in Isny und Wangen kleine Besatzungen zurück.

Nun aber marschierte der in schwedischen Diensten stehende Herzog Bernhard von Weimar – einer, mit dem nicht mehr zu spaßen war – gegen das Westallgäu heran. Nachdem er Rot und Ochsenhausen verwüstet

hatte, rückte er nach Isny und Wangen vor. In Wangen fand er nur noch 14 Bürger vor; alles war mit den kaiserlichen Truppen nach Bregenz geflohen. Dann drang er über Scheidegg, wo er am 22. Juni das Lager der Vorarlberger sprengte, bis Oberstorf vor. Auch Ravensburg wurde von den Schweden besetzt, und als die Bauern, die sich bei Mengen zusammengetan hatten, in der Ebene zwischen Mengen und Herbertingen am 25. Juni vom Feind geschlagen wurden und sich auf dem Kirchhof von Herbertingen verschanzten, wurden sie dort fast alle niedergemacht. Am 4. Juli rückten die Schweden in Waldsee ein, von dort zogen sie nach Biberach. Das Kloster Rot wurde in diesem Junimonat zweimal geplündert, am 6. Juni von den Schweden und später von den Kaiserlichen. Mönche und Bauern – alles floh; man hatte, wie es heißt, Rot „zur Wüste“ gemacht. Truchsess Heinrich von Wolfegg musste Abgaben über Abgaben nach Biberach liefern, und doch wurde es ihm übel vergolten. Von Weingarten und Ravensburg her, so erzählt er, seien sie am 7. Juli nach Waldburg gekommen und *„haben den Flecken sowohl als das Schloß (wohin ich meinen Hausrat und anderes von Waldsee geflüchtet) und die Kirche ganz ausgeplündert, Fenster, Kisten, Öfen und Türen zerschlagen, die Leute, so sie bekommen konnten, niedergemacht und beschädigt. Am Freitag darauf, den 9. Juli, sind sie mit fünf Kompagnien Reiter und zwei Kompagnien zu Fuß gen Wolfegg gekommen und haben neben Niedermachung verschiedener Personen und Abführung der noch allda hinterlassenen Mobilien ebenso gehandelt wie zu Waldburg, allda meine Rosse, Vieh, Ochsen, Früchte und Wein weggenommen. Auch kein einziger Winkel im Schloß ist unersucht geblieben.“*⁶⁸ Im Ganzen habe er einen Schaden von 25.000 Gulden erlitten. „Und weil jetzt der Heuet und die Ernte vorhanden, haben sowohl ich als die Untertanen keine Rosse mehr, sodass man nicht weiß, wie man Heu und Früchte einbringen könnte.“ – Nicht besser ging es den Dörfern um Leutkirch, als vom 19.-25. Juli der schwedische Generalmaior Ußler in Leutkirch lag. *„Die Dörfer, worin sie gelegen, plünderten sie samt den Kirchen rein aus, führten das Korn und den Hausrat und trieben das Vieh und Roß mit hinweg.“*⁶⁹ ||10||

Im folgenden Jahr 1633 tobt der Krieg zunächst im Ostallgäu. Von Landshut her zieht der bedeutende kaiserliche Feldherr Aldringen nach

⁶⁸ VOCHER, III, 647 ff.

⁶⁹ FURTENBACH

Memmingen, das bereits am 7. Januar fällt, während die Stadt Kempten nach achttägiger Belagerung von den Kaiserlichen unter dem Freiherrn Peter König am 13. Januar erstürmt wird. Was in jener Kemptner Schreckensnacht vonseiten der Kaiserlichen an Grausamkeiten und viehischen Unmenschlichkeiten begangen wurde, gehört zu den dunkelsten Kapiteln dieses Krieges und konnte auch von den Schweden nicht überboten werden. „*Alle Trucken, Küsten und Kasten, wan schon die Schlüssel dran gesteckt, auff gehauen und zerschlagen, die Bett zerschnitten und alles in grund verderbt, vil Frawen und ledige Weibs-Personen inn und ausser der Stadt geschändt, einer schwangern Fraw die Brüst vom Leib gerissen, eine andere Frawen genötiget und gezwungen, daß sie ihren aignen Ehemann mit einer Axt zu Todt schlagen muessen.*“⁷⁰ Die Leute wurden in die Häuser gesperrt und diese angezündet, andere über die Mauern geworfen, in der Iller ertränkt, Frauen die Hände abgehackt und sie selber in siedendes Wasser gesteckt. Damals wie heute: Der Krieg verroht!

Inzwischen war einer der berühmtesten Generale Gustav Adolfs, ... General Horn aus dem Elsass herangezogen. In Angriff und Ausweichen bewegten sich Horn und Aldringen durch das ganze Jahr und Oberschwaben hatte unter dem dauernden Wechsel der umherziehenden Truppen schreckliche Tage durchzustehen. Am 14. März zog Aldringen durch Leutkirch und ließ die Umgegend grausam ausplündern.⁷¹

Großartig bewährte sich in jenen schweren Tagen der 29-jährige Erbgraf Maximilian Willibald, der vom 7. September bis 3. Oktober als Kommandant von Konstanz die alte Bischofsstadt, in der sein Bruder Bischof war, unter schweren Kämpfen erfolgreich gegen die Angriffe Horns verteidigte und es dadurch dem Kaiser ermöglichte, das aus Italien heraufziehende Heer mit den Gruppen in Oberschwaben zu vereinigen. Diese Gruppen sind dann auch im Oktober in unsere Gegend gekommen, aber sie machten unseren Vorfahren wenig Freude! Von den Kompagnien, die in Waldsee und Wurzach (Spätherbst 1633) lagen, heißt es, dass sie nicht einmal ihrem eigenen Kommandanten sich fügten: „*In Bedenkung auch die Crabaten (= Kroaten) und Polaggen nit wie anderes deutsches Volk sich kommandieren und einsperren lassen, denn sie erst vor-*

⁷⁰ BAUMANN, Geschichte des Allgäus, III, 184ff.

⁷¹ BAUMANN, Geschichte des Allgäus, III, 189.

*gestern die Porten zu Wurzach mit Gewalt aufhauen und hinausstreifen wollten.“*⁷²

Zu Beginn des Jahres 1634 hatte Horn sein Hauptquartier in Waldsee. Von da aus ließ er noch im Januar Leutkirch, Isny und Wangen besetzen durch Ruthven, der sich in der Gegend bereits *||11||* auskannte. So manche Ortschaft und mancher Weiler, die wir heute nur noch dem Namen nach kennen und die man als „abgegangene“ bezeichnet, ist damals niedergebrannt und verwüstet worden. Im Frühjahr nahmen die Schweden auch das ganze Ostallgäu bis Füssen wieder in Besitz. Während sie im Osten kämpften und Horn über ein Jahr Memmingen besetzte, rückten bei uns im Westallgäu bereits im März Aldringen und Ossa mit den Kaiserlichen ein und *„die kaiserlichen Räuber haben noch genommen und geraubt, was die schwedischen übriggelassen.“*⁷³ In diesem Sommer mussten, wie uns Stadelhofer erzählt, in unserer Gegend (Rot und Leutkirch) die Leute selbst die Erntewagen ziehen, da keine Zugtiere mehr da waren. Es war ein Jahr der Teuerung und des Hungers geworden, auf das 1635 die furchtbare Pest folgte.

Das Allgäu hatte dann, von Kriegssteuern, Requisitionen und Einquartierungen abgesehen, ein Jahrzehnt hindurch Ruhe, da die Schweden nach Norden hin abzogen. Unter unendlichen Mühen – es fehlte an Vieh, Saatkorn, Geld, kurz an allem! – arbeitete sich das Volk langsam wieder empor.

Da brandete im Jahre 1646 der Krieg noch einmal in seiner ganzen Furchtbarkeit herein. Unter seinem überragenden Staatsmann Kardinal Richilieu hatte sich nun auch Frankreich am Kampfe beteiligt. Mit den Schweden vereint rückten sie 1646 in Bayern ein. Von Augsburg aus griffen Turenne und Wrangel das Allgäu an. Sie fanden kaum Widerstand. Der ‚Schwedenschreck‘ saß noch zu lebendig im Volk, im Dezember kamen sie ins Westallgäu. Schonungslos wurde geplündert. Bereits am 23. und 24. November wüteten sie in Leutkirch, wo sie *„die Stadt auf und abgerennt, anfangen zu plündern, zu rauben, und alles verderben und zu verschlagen“*⁷⁴; gleicherweise wurde Isny am 23. November genommen,⁷⁵ wo sie zwei Tage sich austobten. *„Es seye“*, schreibt als Augenzeu-

⁷² VOCHER, III, 401.

⁷³ Pfarregistratur Niederwangen

⁷⁴ FURTENBACH

⁷⁵ VOCHER, III, 853.

ge der evangelische Prediger Groß, „alles in der Stadt und Vorstadt in die Rapuse gegangen. Aller Vorrath des Korns, Getreides, des Brodts, des Malzes, des Salzes, des Schmalzes, des Weins und Biers und anderer Vic-tualien ... samt allen Pferden ... mit vielem Rindvieh, Kühen und Kälbern hinweg geführet, alle Baarschaften geraubet ... auch was vermauret, versteckt und wol gar vergraben gewesen, erpresst, erzwungen und ge-nommen worden. ... Die Leute seien gerottelt, geschweibelt, geprügelt und verwundet worden, daß ihrer viele oben zu den Fenstern und Laden herausgesprungen.“⁷⁶ Von Weingarten her kam am 13. Dezember ein unter Wrangel stehendes Streifkorps auch nach W u r z a c h, das von hier aus nach Wolfegg zog und am 28. De-||12||zember 1646 das Schlos in Wolfegg niederbrannte. Dann schlug er die bei Isny verschanzten All-gäuer und Vorarlberger Bauern, zog an den See, überrumpelte und er-oberte B r e g e n z, wo er ungeheure Leute machte, und belagerte L i n d a u, das unter dem Befehl des regierenden Grafen von Waldburg-Wolfegg, Truchsess Maximilian Willibald, des einst so erfolgreichen Ver-teidigers von Konstanz, stand und zum Äußersten entschlossen war:

*„Statt Lindaw Wehre dich,
Es gilt die Jungferschafft,
Sonst wirst wie ander Stätt
Durch Stürmen hingerafft.“*

Zwei Monate dauerte die Belagerung, anfangs (korrekt: Anfang] März mussten die Schweden abziehen, Max Willibald aber wurde kaiserlicher Feldmarschallleutnant. Das ganze Allgäu hatte mitgeholfen und die Schweden zahlten es heim. Dann rückten in Frühjahr und Sommer die Kaiserlichen ein, die es nicht besser trieben. Die Verwilderung nach 30 Kriegsjahren war auf beiden Seiten gegen Kriegsende unbeschreiblich. Da können wir wohl nachfühlen, wie man – trotz des grenzenlosen Elends ringsum – aufjubelte, als im Spätherbst 1648 endlich die Frie-densglocken läuteten:

*„Gottlob! Nun ist erschollen
das edle Fried- und Freundeswoert,
daß nunmehr ruhen sollen
die Spieß und Schwerter und ihr Mord!“⁷⁷*

⁷⁶ WEBERBECK, a.a.O., S. 101.

⁷⁷ GERHARDT, Paul (1616-1664): Danklied für die Verkündigung des Friedens. 1648.

Im Volk aber lebte die Erinnerung an die überstandenen Schrecken noch lange nach und Kinder und Kindeskindern hörten es noch:

*„Bet, Kindlein, bet',
morgen kommt der Schwed!“*

*„Gustavus Adolfus Rex,
wer was hat, der versteck's!“*

II. Teuerung und Hungersnot

Not und Bedrängnis litt unser Volk durch diesen ganzen Krieg. Dreimal aber herrschte eine furchtbare Teuerung und Hungersnot.

1. Das erste Mal schon im Jahre 1622, als durch die Machenschaften der „*Kipper und Wipper*“ (= Geldverfälscher) eine Art Inflation die Preise ins Ungemessene steigen ließ und dadurch ganz Schwaben in bitterste Not geriet.⁷⁸ Viele verließen in heller Verzweiflung Haus und Hof.

2. Noch schlimmer aber kam es im Jahre 1628, dem der allgemeine Misswachs von 1627 voraufging. Da mussten, wie Truchsess Wilhelm Heinrich am 25. August 1628 dem Kaiser schreibt, „viele mit ihren Weibern und Kindern solche Hungers-||13||not ausstehen, dass eine große Anzahl Nessel, Disteln, Gras und andere unmenschliche Speise gebrauchen müssen.“⁷⁹

3. Die dritte Hungersnot brach 1634 herein, diesmal nicht durch Menschenschuld oder Naturkatastrophe, sondern als Kriegsfolge: Infolge der Kriegshandlungen von 1632-34 konnten die Felder nicht mehr bebaut werden. Dauernd war man fluchtbereit, Zugvieh und Saatgut fehlten, die Mühlen waren zerstört, das Stehlen nahm, wie immer in solchen Zeiten, überhand. Man buk Brot aus Gerste und Eicheln, man aß vor Hunger Baummoos, Rinden, Brennesseln, Hunde, Katzen, Mäuse, Kröten, verendete Tiere, ja selbst Menschenleichen. Kein Wunder, dass viele daran starben.

III. Pestzeiten

Das Furchtbarste aber, durch Krieg und Hunger teilweise bedingt, war „*der große Völkertod*“, die Pest, die, um das Elend zu vollenden, zweimal

⁷⁸ VOCHER, III, 355.

⁷⁹ VOCHER, III, 373.

während des langen Krieges unser Land entvölkerte: 1628-29 und 1635. Durch die fremden Truppen mag sie eingeschleppt worden sein, die ungenügende und unnatürliche Ernährung aber sorgte für ihre Verbreitung.

Über die Pest des Jahres 1628 erzählt Abt Rorer in seinem Tagebuch: „Damals grassierte um Waldsee herum und gegen Wangen hinauf die leidige Pest gar sehr; zu Seibranz waren bis 13. August schon gegen 200 samt dem Pfarrer daran gestorben; zu Osterhofen, Ziegelbach, Schwarzach, Haidgau, Waldsee, Reute und Haisterkirch hat sie am stärksten bis dorthin gewütet. ... desgleichen hat auch bei Kiblegg die böse Sucht sehr eingerissen.“⁸⁰ Die noch erhaltenen Pestfriedhöfe bei Eglofs und Seibranz gehen wohl auf jene Zeit zurück. Das kleine Hinzang zählte 252 Todesopfer, Friesenhofen 174, Legau 210.

Noch grauenvoller wütete die Pest im Jahre 1635, nach den entsetzlichen Kriegsjahren, die durch das ganze Oberland um sich griff. Die Totenregister unserer Pfarrarchive sprechen da, so kurz und einfach die Aufstellungen sind, eine erschütternde Sprache. Da werden die Weiler und Ortschaften genannt und oft genug steht daneben: „*Vacat*“! Niemand mehr da! Ausgestorben!

Nur einige Zahlen aus der Aufstellung, die wir Willburger verdanken:

*„Herlazhofen - fast ganz,
Gebrazhofen - bis auf wenige Personen,
Willerazhofen - bis auf eine Frau,
Heggelbach - bis auf drei,
Sonthofen - bis auf einen Mann und dessen Sohn,
Wuchzenhofen - bis auf acht Personen,
Friesenhofen - fast ganz, ||14||
Memmingen - über 3.000,
Isny - 1.800,
Leutkirch - von 1.500 Kommunikanten noch 100 übrig.“*⁸¹

W u r z a c h scheint vom „Schwarzen Tod“ verschont geblieben zu sein; am ‚schwarzen Kreuz‘ vor dem Westteil der Stadt, auf dem Scheideweg nach Ziegelbach, soll die Pest Halt gemacht haben; zum Dank dafür wurde nach 1635 das ‚Sebastians-Opfer‘ angenommen. Auch die ‚Sebasti-

⁸⁰ VOCHER, III, 374.

⁸¹ WILLBURGER, Allgäuer Volksfreund 1935.

ans-Saul' zwischen Seibranz und Zeil muss ein solches Dank-Denkmal sein.

Das Allgäu verlor damals mindestens zwei Drittel seiner Bevölkerung. Wir haben Anzeichen genug, dass das christliche Volk diese allerschwerste Heimsuchung in der Kraft des Glaubens getragen hat. Klein und Groß sind, so heißt es im Totenregister von Aitrach, „*diß jar auß dießem Jammental, so Gott will, in das Freudenthal gezogen und geschieden*“, und der Pfarrer von Hof s schrieb unter die Liste: „*Clementissimus deus superstitibus his benedictionem suam largiri dignetur, ut in gratiarum actione permanentes in omnibus voluntati divinae se conferment.*“ (= Möge der gütige Gott den Überlebenden seinen Segen schenken, damit sie nun dankbar bleiben und fortan in allen Stücken sich nach dem Willen Gottes richten.) – Ein starker Geburtenaufstieg nach dem Krieg und die Einwanderungen aus Vorarlberg und der Schweiz haben dann verhältnismäßig rasch die Dörfer wieder aufleben lassen.

Schluss

*„Durch solche greulich schwere Sachen,
die Gott tut in ganz Deutschland machen,
was hab' ich ausgestanden hie!
Und doch verläßt mein Gott mich nie.“*

Diese starke Glaubenszuversicht, die Johannes Heberle 1635 aussprach, hat durch die ganzen Prüfungs- und Schreckensjahre hindurch unserem Volk die Kraft zum Durchhalten gegeben und gab ihm vor allem die Kraft, nach dem Krieg aus Schutt und Ruinen, aus Elend und Hoffnungslosigkeit aufzusteigen. Wir dürfen nicht abbrechen, ohne nach der langen Nachtwanderung nun noch in Kürze das Aufleuchten des Morgenrots zu schildern, das jedem Dunkel folgt.

Deutschland hat auch diese Not überlebt. Das Leben eines Volkes ist zäh, ein Volk stirbt nicht so schnell. „Ein Jahrhundert nach dem ‚Westfälischen Frieden‘ befand man sich schon wieder auf einer neuen Höhe, größtenteils aus eigener Kraft.“⁸² Das gewaltige Werk der Gegenreformation, das in dem halben Jahrhundert vor dem Dreißigjährigen Krieg das religiös-kirchliche Leben von Grund aus erneuerte, hat in dieser schweren Zeit seine Härtung und Läuterung bestanden. Die gewaltige Span-

⁸² BRANDI, a.a.O., 309.

nung und Erregung, von der diese Barockzeit ergriffen ist und die im Kriege ||15|| zu solch leidenschaftlichen Formen des Kampfes führte, sprach sich während des Krieges und besonders nachher im religiösen Denken, Fühlen und Gestalten nicht minder gewaltig und großartig aus. Wo wir hinschauen – überall Aufschwung!

Der K l e r u s des Allgäus im Dreißigjährigen Krieg und nachher ist ein ganz anderer als der des Bauernkrieges. Meist an Jesuitenhochschulen herangebildet, sind es fromme, gebildete, kirchentreue Seelsorger, wahre Hirten des Volkes. Schulen blühen auf, meist von den Geistlichen gestiftet, Bruderschaften werden gegründet, besonders die Rosenkranzbruderschaft beginnt jetzt ihren Siegeszug durchs Allgäu (in Wurzach 1644) und feiert ihre Hochfeste bis heute. Unter der Führung dieser glaubensbegeisterten Priester, in Eintracht mit seinen katholischen Grundherren, den Fürsten und Klosterprälaten, geht nun nach harten Jahrzehnten ein neues Geschlecht daran, seiner Glaubensfreude und Gottesliebe machtvollen Ausdruck zu verleihen. Es gab sicher nach diesem Krieg unendlich viel zu richten und zu bauen. Oberschwaben hat sich aber für alle Zeiten das unvergleichlichste Denkmal gesetzt, indem es gerade in dem Jahrhundert nach dem ‚Westfälischen Frieden‘ seine Täler und Hügel vor allem mit Kirchen geradezu übersäte. Und nicht mit Notkirchen, sondern fast durchweg mit Glanzbauten, die bis heute der Juwelschmuck des Oberlandes sind, Bauten, die mit dem Alleluja-Jubel der Barockkunst⁸³ den überströmenden Dank eines schwergeprüften Volkes verewigen:

*„Durch wieviel Not
hat nicht der gnädige Gott
über dir Flügel gebreitet!“*

Isny baute 1660-66 die herrliche St. Georgskirche, Schussenried entstand 1667, der steinerne Jubel von Steinhausen 1673, und dann wurden sie alle im Verlauf des 17. und 18. Jahrhunderts errichtet, jene großartigen Klosterkirchen und Klosterbauten, die der verewigte Bischof Keppler in seiner *„Wanderung durch Württembergs letzte Klosterbauten“* so herrlich beschrieben hat: Weingarten, Rot a. d. Rot, Weißenau, Obermarch-

⁸³ KREITMAIER, Joseph: Die religiösen Kräfte des Barock. In: Stimmen der Zeit, Heft 6, März 1926.

tal, Zwiefalten, Wiblingen, Buchau.⁸⁴ – Aber nicht nur die Klöster bauten, auch in den Dörfern wurde vor allem das Gottes-Haus in neuer Schönheit aufgeführt, wo es zerstört war: Ratzenried (1660), Waltershofen (1663), Gebrazhofen (1698), Eintürnenberg (1671), Bellamont (1699), Haidgau (1710), Eggmannsried (1725), Waldsee (1705), Molpertshaus (1733) – Maria Steinbach (1753)⁸⁵ – überall wurde gebaut, von den vielen Renovationen ringsum ganz zu schweigen. So war es in Schwaben und so war es in ganz Süddeutschland. Das ist die Botschaft dieser steinernen Denkmale: Das durch die Erneuerung der Gegenreformation religiös lebendige Volk hat aus dem dreißigjährigen ||16|| furchtbaren Krieg und Elend nur höhere Werte und gesteigerten Gewinn gezogen.⁸⁶

Und diese Botschaft richten sie in dieser schweren Stunde unseres Volkes auch an uns. Wenn wir von Pest, Hunger und Krieg jener Tage hören, so besteht die Quintessenz der furchtbaren Ereignisse für uns wahrlich *n i c h t* darin, dass alle Not und alle Greuel „schon einmal da gewesen“, – vielmehr muss in uns die erhabene und tröstliche Erkenntnis aufsteigen, dass Gott, der Herr der Geschichte, auch im scheinbar sinnlosesten und rohesten Geschehen seine ewigen und immer herrlichen Pläne verwirklicht und dass ein Volk, das in und nach der härtesten Prüfung vor allem Gottes Ehre sucht und sich für Gottes Gnade bereitet, von Gott gehalten und getragen wird.

Viel Blut ist damals geflossen; viel Blut ward in unseren Tagen vergossen. Die Not war damals unbeschreiblich; die Not eines Volkes, das in Trümmern wohnt, das 20 Millionen Heimlose und 5 Millionen Kriegsgefangene zählen muss, ist wiederum grenzenlos. Werden wir untergehen? Die uns ins Verderben führten, sagten: „Nur ein Volk, das sich selbst aufgibt, geht unter! An dieser Selbstüberschätzung gingen sie zugrunde. Tiefer und wahrer hat es der Psalmist gesehen und gesagt: „*Qui elongant se a Te, peribunt! Die von DIR weggehen, die gehen unter!*“

*„Das drückt uns niemand besser
in unser Seel' und Herz hinein
als die zerstörten Schlösser*

⁸⁴ KEPPLER, Paul Wilhelm von: Wanderung durch Württembergs letzte Klosterbauten. Aus: Kunst und Leben, Neue Folge. Freiburg (Herder), 1906.

⁸⁵ Vom Autor handschriftlich in einer Randnotiz hinzugefügt.

⁸⁶ BRANDI, a.a.O., 308.

und Städte voller Schutt und Stein ...“⁸⁷

Die von Gott weggehen, die gehen unter!

*„Wer DICH betrübt und kräncket,
der drückt sich selbst den Pfeil
des Herzleids in das Herze
und löscht aus unverstand
Die güld'ne Freudenkerzte
Mit seiner eigenen Hand!“⁸⁸*

Fürwahr, das haben wir getan! Und wenn wir nun in unserem unabherrschbaren Unglück in die Zukunft blicken und uns noch einmal fragen: Werden wir untergehen? – dann gibt uns das Jahrhundert des Dreißigjährigen Krieges die Antwort, die in der Umkehrung jenes Psalmwortes besteht: Die sich zu Gott hinwenden und mit dem Herrgott aufbauen, werden nie zugrunde gehen:

*„Wer aber Christum liebet,
sei unerschrocknen Muts,
der F r i e d e, den ER giebet,
bedeutet a l l e s G u t s.“⁸⁹*

⁸⁷ GERHARDT, Danklied ..., 1648.

⁸⁸ Kern geistlicher lieblicher Lieder oder Neu-auserlesenes Gesangbuch. 1733. Nr. 455: Nach erlangtem Frieden. S. 185.

⁸⁹ GERHARDT, Danklied ..., 1648.

7. Vortrag:

VON WURZACHER PFARRHERREN ... durch sieben Jahrhunderte

*„In meine Heimat kam ich wieder,
es war die alte Heimat noch ...“* (H. Lingg)

Vielleicht haben wir alle, die Heimkehrer des Krieges wie die, die zu Hause den riesenhaften Zusammenbruch eines Reiches und Volkes miterlebten, noch nie den ganzen Bedeutungsinhalt des Wortes „Heimat“ so tief und voll empfunden als in diesen vergangenen Monaten und Jahren. Als alles stürzte und brach, – die Heimat blieb!

*„Die Heimat lädt dich ein.
Sei zu ihr lieb!
Es könnte einmal sein,
Es könnte einmal sein,
Daß nichts dir blieb!
Die Heimat ließ dich nicht!
Und sei es, daß du erst
Zu ihr im Abendlicht
Zu ihr im Abendlicht
Aufatmend kehrst!“*

Und jeder Besinnliche und Empfängliche, der in diesen schweren Tagen die Täler und Höhen, den stillen Waldrand und die fernen Berge, die traute Kirche und die alten Häuser seines Heimatortes auf sich wirken lässt, wird es erfahren, wie eine unsagbare Kräftigung und Beruhigung von der Heimat ausgeht.

*„Sie zeigt mit keuscher Kraft
Dir ihre traute Welt,
und drüber riesenhaft
und drüber riesenhaft
ihr Sternenzelt.“*⁹⁰

⁹⁰ MELL, Max: Heimat

Die „traute Welt“ unseres Heimatortes, wie sie in Jahrhunderten geworden ist, wird in dieser Abendstunde auch an uns vorüberziehen, und zwar unter dem Gesichtspunkt ihrer religiösen Lebensgestaltung: die „traute Welt“, über der sich durch alle Jahrhunderte „das Sternenzelt“ des Glaubens wölbte. Wir machen diesen Gang durch die Jahrhunderte unter der Führung der 45 Wurzacher Pfarrherren, die wir namentlich kennen und die zu uns sprechen sollen. Dabei wollen wir – nach einer Einleitung über die ältesten Geschicke der Stadt Wurzach – in einem ersten Teil ||02|| die Zeit von den uns bekannten Anfängen (13. Jahrhundert) bis zum Ende des Dreißigjährigen Krieges behandeln: Da wir für diese Zeit fast nur die Namen der Seelsorger haben, können wir in diesem Abschnitt die in ihre Zeit fallende Entstehung der Schlosskirche, des Spitals, des Leprosenheimes, des Rosengartens sowie sonstige bedeutsame Ereignisse mit behandeln. Für die Zeit nach dem Dreißigjährigen Krieg fließen die Quellen reichlich und so können wir in diesem zweiten Teil versuchen, die einzelnen Pfarrgeistlichen, zumal die, die wir heute Abend im Bild vor uns sehen, nach Persönlichkeit und Leistungen zu charakterisieren.

Da es mir darauf ankommt, ein geschlossenes und abgerundetes Bild zu gestalten, war angesichts der Fülle des Stoffes eine Beschränkung auf das Wesentliche geboten. Wenn ich bei dieser Auswahl als Nicht-Wurzacher vielleicht nicht immer glücklich war, bitte ich um Nachsicht.

Einleitung: Ältestes über W u r z a c h

Die Entstehung Wurzachs führt uns hinauf bis in die Zeit der Karolinger. Bereits 819 wird in den Schenkungsbriefen Ludwigs des Frommen an die alten Klöster St. Gallen und Reichenau Wurzach (als *w u r z u n*) neben Ziegelbach genannt; die Klöster hatten also hier bereits Güter. Ich möchte annehmen, dass im Zusammenhang mit der Missionierung von der Schweizer- und Bodenseegegend hier gerodet wurde, vielleicht von St. Gallen aus, dessen Mönche ja überall im Allgäu (Wangen, Kiblegg) ihre cellae hatten. Darin bestärkt mich ein Doppeltes:

1. Der Name: 819 Wurzun; 1273 Wrzvn, 1275 Wurtzun, 1324 und 1508 Wurzen (das ‚-ach‘ kommt erst im 16./17. Jahrhundert dazu, wahrscheinlich im Hinblick auf die Ach und leichtere Aussprache!) – der soviel wie Wurzelstück, Baumstumpf (cfr. Stockach!) bedeutet und ähnlich wie Rot an die Zeit der Rodung erinnert.

2. Die Kirchenpatronin St. Verena, die – wie St. Mauritius! – von der Schweizer Gegend her ihren Einzug bei uns hielt. Auch in dem Wald- und Rodungsgebiet von Rot, wo ja schon vor der Klostergründung für 1100 eine Pfarrkirche mit Gemeinde bezeugt ist, ist Verena Patronin!

Wann Wurzach Stadt wurde, lässt sich auf Tag und Jahr nicht mehr ausmachen. Da die verfassungsrechtliche Bildung der großen Städte aber erst in die Zeit nach dem Investiturstreit fällt und die kleineren Städte ihnen in langem Abstand nachfolgen, kommt mit größter Wahrscheinlichkeit erst die spätere Stauferzeit – also wohl nach 1200 – in Frage. Da Wurzach bereits um 1218 mit Wolfegg an Eberhard von Tanne-Waldburg gefallen war, ist es nicht von der Hand zu weisen, dass durch die Bemühungen dieses Geschlechtes dem Ort die neuen Rechte erwirkt wurden, zumal die Bestätigung ||03|| und Erneuerung der alten Rechte noch durch viele Jahrhunderte nachweisbar immer nur durch den Standesherrn beim Kaiser erwirkt wurde.⁹¹ 1273 spricht jedenfalls eine Urkunde ganz deutlich von einer Stadt: „*oppidum, quod vulgariter dicitur Wrzvn.*“⁹² Und in der Urkunde vom 27. Mai 1333 bestätigt Kaiser Ludwig der Bayer auf Vermittlung des von ihm hochgeschätzten Truchsess Johannes „*der Stadt zu Wurzach alle die Rechte, die sie von Alters herbracht habe, und daß er ihr dazu noch das Memminger Stadtrecht verleihe, also das Memminger Marktrecht oder die Befugnis, mit gleichen Rechten wie in Memmingen Jahr- und Wochenmärkte zu halten, öffentliche Schranne und Waghaus zu errichten, dabei Memminger Maß, Gewicht, Eich und Elle einzuführen und zu gebrauchen.*“⁹³ Freilich wurde Wurzach damit nicht Reichsstadt wie Memmingen, sondern blieb durch alle Zeit dem Waldburgischen Landesherrn steuerpflichtig und dessen Jurisdiktion, Polizei und Administrativ-Gewalt unterworfen.

Der Wochenmarkt war seit 1413 am Donnerstag, seit 1466 aber mit kaiserlicher Genehmigung am Samstag; der Jahrmarkt am 25. Mai und 22. September. Früh bekam es auch die Gerichtsbarkeit einschließlich des Blutbanns, und die Landesherrn bestanden darauf, dass sie ihre Missetäter selber richteten. Die Gerichtsstätte befand sich auf dem Gal-

⁹¹ Cfr. VOCHEZER, Joseph: Geschichte des fürstlichen Hauses Waldburg in Schwaben. Drei Bände. Kempten, 1888-1907. Siehe im Register: Wurzach!

⁹² VOCHEZER, I, 335, A.1

⁹³ VOCHEZER, I, 335.

genberg, wo der Galgen erst am 17. Mai 1811 abgebrochen wurde.⁹⁴ Bei der berühmten Erbteilung des Hauses Waldburg, die am 12. August 1429 in Wurzach vollzogen wurde und das Haus in drei Linien: die Jakobische, die Georgische und die Sonnenbergische teilte, fiel Wurzach an die Georgische (Waldsee-Zeil), und bei der 1595 erfolgten Teilung der Georgischen Linie in die Zeiler und Wolfegger Linie an Zeil, bis eine weitere Teilung des Zeiler Besitzes 1675 eine eigene Linie Waldburg-Zeil-Wurzach begründete, die 1803 gefürstet wurde, 1903 aber ausstarb.

Groß ist Wurzach nie gewesen – Eggmann⁹⁵ spricht von kaum 100 Bürgern. Wie jede Stadt, war es befestigt. Den Zug der Stadtmauer sieht man heute noch deutlich beiderseits vom ehemaligen Achtor in der Park- und besonders in der Bachstraße, wo die Häuser zum Teil darauf sitzen. Gegen Norden wurde sie beim Bau des neuen Schlosses beseitigt. Bis in die neueste Zeit hatte die Stadt drei Tore: Das Aach-Tor (Zahl 1528), das Mühltor (1869 abgebrochen – mit Gefängnis und Wächterwohnung) und das Obere Tor (Herrenstraße, erst im 18. Jahrhundert erbaut, durch neu berufene Handwerker, 1780 Hofbürger gegenüber den alten Realbürgern!). Das Wappen der Stadt sind: Drei rote Krebse (woran die Aach früher reich war) auf schwarzem Schrägbalken in silbernem Schild.

Soviel über Wurzach im Allgemeinen. Und nun zur kirchlichen Vergangenheit! ||04||

I. Von 1300 bis 1660.

Aus der ältesten Diözesanbeschreibung des Konstanzer Bistums, dem *liber decimationis* vom Jahr 1275 ersehen wir, dass Wurzach damals dem Dekanat noch nicht seinen Namen gab, sondern selbst zum Dekanat „Walsee sive Tanne“ gehörte.⁹⁶ Sicherlich hatte Wurzach schon Kirche und Pfarrer, lange bevor es Stadt wurde. Aber für die ganzen ersten Jahrhunderte seit der Begründung der Kirchengemeinde sind uns Pfarrer mit Namen vorerst noch nicht bekannt.⁹⁷ Der erste Geistliche, den wir mit Namen kennen, ist ein *Ma r q u a r d u s, parochus Wurzachensis, De-*

⁹⁴ Baudenkmal. Leutkirch, 193

⁹⁵ EGGMANN, Ferdinand: Geschichte des Illerthales. Ulm, 1862.

⁹⁶ VOCHEZER, I, 335.

⁹⁷ Im ehemaligen Konstanzer Bistumsarchiv, das heute größtenteils in Freiburg liegt, wäre sicher noch mancher Name aufzufinden, namentlich im *liber primorum fructuum* sowie in den Investiturprotokollen!

canus, der im Jahre 1396 lebte und auch in der Geschichte des Klosters Rot auftaucht. Von ihm ab besitzen wir eine ziemlich durchgehende *Series parochorum*, eine Liste der Pfarrer, die Pfarrer Johannes Nepumuk Ruez (1802-1811) in seinem sorgfältigen Pfarrbuch zusammengestellt hat. Er bemerkt (55b), er habe diese Liste gezogen aus dem Kapitelbuch, welches Herr Jacob Thuelly, Dekan und Pfarrer zu Eintürnen, im Jahr 1665 neu zusammengeschrieben habe. In jenem Buch habe sich nach den Kapitelstatuten eine Rubrik befunden: *Liber vitae sive nomina confratrum*. Bis zur Reformation werden folgende Pfarrer aufgezählt, wobei die Datierung meistens fehlt:

Hermann Sticclin, Kirchherr in Wurzach, 1422;

Johannes Sticclin, Dekan, Pfarrer:

Heinrich Sticclin, Dekan, Pfarrer, 1458 Zehentstreit; ⁹⁸

Heinrich Scherer, Pfarrer;

Hildebrand Brandenberger, 1481 (Bickenbach'scher Jahrtag);

Georg Kernlein, gest. 1490;

Johannes Ellenbogen, Magister, Pfarrer 1504, gest. 1526.

Was war bis zu dieser Zeit unter den ungenannten und genannten Pfarrherrn in Wurzach in kirchlicher Hinsicht bereits geschehen?

An erster Stelle müssen wir hier von der Pfarrkirche sprechen. In der Pfarrchronik (31a) wird die früher in Wurzach vielverbreitete Ansicht vertreten, dass die heutige Schlosskirche anfänglich die Pfarrkirche von Wurzach gewesen sei. Verleitet wurde man zu dieser Annahme durch die allerdings auffällige Tatsache, dass die Pfarrkirche heute außerhalb der einstigen Stadtmauer lag. Indessen lässt sich diese Ansicht nicht halten. Bereits in der Urkunde von 1422 wird die „*Capelle zue Wurtzen, in der statt gelegen, die gewihet und gestiftet ist in der ere unserer lieben frowe, Sant Jörgen und ander Hailigen*“, klar unterschieden von der „*pfründ und der pfarrkirchen zue Wurtzen*“.

Auch geht der Turm der Pfarrkirche im Kern seiner Anlage auf spätgotische Zeit zurück. Auf einem erhaltenen alten Stadtplan zeigt sich eben-

⁹⁸ VOCHEZER, II, 51

falls, dass jene Annahme unbegründet ist.⁹⁹ Gerade auch von der Kirchenpatronin her ist an einen solchen Fall gar nicht zu denken.¹⁰⁰

Eines der ältesten kirchlichen Bauwerke muss dann das Leprosenhäus sein, dessen Gründung sicher ins hohe Mittelalter hinaufreicht. Solche Siechenhäuser wurden, seit der Aussatz – von Vorderasien durch die Kreuzzüge eingeschleppt – sich immer mehr verbreitete, überall errichtet. In feierlichem Ritus wurden die mit der ansteckenden und unheilbaren Krankheit Behafteten durch die Priester der Kirche aus der Kirchengemeinde ausgesondert und in solchen Leprosenheimen untergebracht; nur selten und unter genau vorgeschriebenen Vorsichtsmaßnahmen – wozu vor allem die Klapper oder Rite gehörte, mit der sie jedem sich Nähernden ein Warnungszeichen zu geben hatten – durften sie noch mit der Umwelt verkehren. Vor allem waren es die Landesherren, die aus der Gesinnung christlicher Nächstenliebe, aber auch zum Schutz der gesunden Bevölkerung solche Häuser errichteten. Auch das Wurzacher Leprosenheim ist im Verlauf des 12.-13. Jahrhunderts aus dem Privatvermögen des Hauses Waldburg gestiftet worden - den genauen Zeitpunkt kennen wir nicht mehr – für Wurzach und die umliegenden Orte (19 Pfarreien bezahlten die sog. ‚Gnaden- oder Almosengelder‘)¹⁰¹. Das Eigentumsrecht verblieb dem Fürsten. Es sind noch genügend Akten, vorhanden, die uns ahnen lassen, wieviel Elend durch die Jahrhunderte dort oben auf der Waldseer Höhe gelitten und ausgelitten wurde.

*„Gibsch, gebesch, solang du lebsch!
Wenn du nimme lebsch, kannst nimme geba!
Gibsch, gebesch!“*

... sollen die armen Aussätzigen bettelnd den Gesunden zugerufen haben. Die Kapelle, wie sie heute steht, ist ein Werk des 16. Jahrhunderts, das im 18. Jahrhundert erneuert wurde.¹⁰²

Die ursprüngliche Schlosskapelle dürfte wohl am Anfang des 15. Jahrhunderts erbaut worden sein. Eine Burg hatte Wurzach schon in früherer Zeit; Eggmann vermutet, sie habe sich auf dem nachmaligen Gottesberg oder auf dem Eulenberg befunden. Erst mit dem Bau des späteren alten

⁹⁹ Baudenkmal Leutkirch, 165

¹⁰⁰ KEMPTER ergänzt handschriftlich: „Verena [war] Patronin schon der alten Kirche. Cfr. Inschrift der 2. Glocke.“

¹⁰¹ FINKBEINER, Diözesanarchiv von Schwaben 25, Heft 4.

¹⁰² Einzelheiten s. FINKBEINER, Diözesanarchiv von Schwaben 25

Schlosses wurde das Bedürfnis nach einer Schlosskapelle lebendig. Ein Hauptschmuckstück der etwa 1420 erbauten Kapelle war die spätgotische Kreuzabnahme in der Predella des linken Seitenaltars, die heute noch ihre größte Kostbarkeit wäre, wenn statt des billigen Gipsabgusses das in Zeil befindliche Original dort wieder seinen Platz fände. In der ersten Zeit wird die Kapelle immer als Kapelle ‚Unserer Lieben Frau‘ bezeichnet.¹⁰³ Im Jahre 1612 wurde sie unter Truchsess Frobenius von Zeil von Grund aus erneuert und am 26. November 1612 Kapelle und Altäre durch den Weihbischof von Konstanz feierlich konsekriert – zu Ehren des Hl. Jakobus des Älteren, des Hl. Erzmärtyrers Stephanus und des Hl. Georgius. Eine weitere Restauration nahm dann 1708-09 der Wurzacher Truchsess Ernst Jakob, der spätere Erbauer des Neuen Schlosses vor, – aus dieser Zeit stammen die beiden wertvollen Seitenaltäre, während der Hochaltar viel späteren Datums ist. Die Wurzacher Schlosskaplanei gehörte seit 1608 zum Kollegiatsstift Zeil (1812 aufgehoben).

Das große Sandsteindenkmal des Truchsesses Georg I., mit dem Beinamen „im hübschen Haar“, befand sich früher außen an der alten Pfarrkirche. Er war nach der Erbteilung der Ahnherr der Georgischen Linie und starb am 10. März 1467. Pappenheims Chronik erzählt von ihm, Georg sei am Tag vor seinem Tode noch in der Isnyer Klosterkirche nach beendetem Gottesdienst betend umgegangen. Da sei ein Kindlein zu ihm gekommen und habe ihn um ein geweihtes Salz gebeten. Darauf habe er dem Kindlein geantwortet, dass er keines wisse. Da habe ihn das Kind bei der Hand genommen und ihn zu dem geweihten Salz geführt. Als er dann das Kind in die Höhe gehoben, damit es das Salz nehmen könne, sei es ihm unter seinen Händen verschwunden, was ihn sehr bekümmert habe. Selbigen Tages sei er noch nach Zeil geritten und andern Tages gestorben. Seine Gemahlin, Eva von Bickenbach, hatte in Wurzach ihren Wittwensitz und wird wohl auch das Grabmal veranlasst haben. Sein Grabmal in der Stadtpfarrkirche zu Waldsee, eine hohe Messingplatte, ist sicher nach dem Wurzacher Vorbild gearbeitet (unter dem Bauernjörg) und von Pinder in seine „Deutsche Plastik“ als Meisterwerk aufgenommen!¹⁰⁴

Auch die Stiftung und der Bau des **S p i t a l s** reichen in die vorreformatorische Zeit zurück! Als Gründer wird uns der spätere Stifter und Erbauer des Schlosses und Stiftes zu Wolfegg, Graf Johannes aus der Linie

¹⁰³ Vgl.: Marienbilder in Öl

¹⁰⁴ PINDER, Wilhelm: Die Deutsche Plastik. Potsdam, 1924 und öfter.

Waldburg-Sonnenberg, genannt. Aus der noch erhaltenen Konsekrationsbulle – der Bruder des Grafen, Otto von Waldburg, war damals Bischof in Konstanz – ersehen wir, dass die Errichtung im Jahre 1482, und zwar Kapelle und Spital zugleich, erfolgte. Von Anfang an war das Spital, das dem Hl. Geist geweiht war, als „Gutleuthaus“, d. h. als Zuflucht für arme, presthafte und alte hilflose Leute gedacht – erst seit 1858 zugleich Krankenhaus im jetzigen Sinn! Auch das Spital unterstand durch alle Jahrhunderte der besonderen Obhut des Waldburgischen Hauses. Der tägliche Rosenkranz ist eine uralte Verpflichtung. Eine „Spitalordnung“ vom Jahre 1618 zeigt uns, dass es auch schon vor Jahrhunderten oft alles brauchte, um alte Leutchen friedlich zusammenzuhalten. Auch das Spital wurde des Öfteren erneuert. ||07||

So war also in Wurzach bis zum Vorabend der Reformation bereits ein vielgestaltiges kirchliches Leben, das bis heute anhält. Als letztes kirchliches Institut trat dann noch, nur wenige Jahre vor Luthers Auftreten, hinzu das Klösterlein ‚M a r i ä R o s e n g a r t e n‘, das Gräfin Helena, die Mutter des Bauernjörgs, Georgs III., im Jahre 1514 mit Erlaubnis des Papstes gründete und ausstattete und in das sie dann selbst eintrat, um allerdings bereits im folgenden Jahr 1515 in die Ewigkeit einzugehen. Durch die Jahrhunderte wird dieser hochherzige und für die Folgezeit so segensreiche Entschluss verewigt durch den herrlichen Buntmarmor-epitaph (früher – bis 1867 am Schwesterngang), der die Gräfin als Tertiarin des Hl. Franziskus in Mantel und Kopftuch betend zeigt. Die Geschichte dieses Frauenklosters, das bis zur Säkularisation die Franziskanerinnen bevölkerten, hat aufgrund gediegener Urkundenstudien der frühere Wurzacher Kaplan Zeile eingehend und anschaulich geschildert.¹⁰⁵

Der Pfarrer der Reformationsjahre und des Bauernkrieges ist uns neuerdings wieder in greifbarere Nähe gerückt. Es ist der Magister – damals ein hocheingeschätzter akademischer Grad! – Johannes Ellenbogen. Im Jahre 1909 fand man beim Abheben der steinernen Treppe vor dem Pfarrhaus einen seiner Zeit zum Aufmauern verwendeten Gedenkstein. Der Stein, der früher innerhalb der alten Kirche in die Wand eingelassen war, weist in der Mitte das schön ausgeführte, jedoch teilweise beschädigte Wappen (Ellenbogen mit Blätterzieraten!) mit der Jahreszahl 1526 auf und hat eine quadratische gotische Umschrift, von der aber außer

¹⁰⁵ ZEILE: Das Frauenkloster Maria Rosengarten zu Wurzach. Ein historisches Klosterbild. Nach den Akten entworfen. Waldsee, 1886.

dem Namen wenig zu entziffern ist. Der denkwürdige Stein kam zu neuen Ehren, indem er an der Seitenwand der Seelenkapelle neu eingelassen wurde. Ellenbogen war Pfarrer von 1504-1526.¹⁰⁶

Am weitesten von allen Wurzachern Pfarrern hat es sein Nachfolger, der Lic. Albert Kraus (auch Albrecht, Magister, genannt!) gebracht. Er war ein Freund des „allmächtigen“ Weingartner Abtes Gerwig Blarer und muss ein fähiger Kopf gewesen sein. Als im Jahre 1531 in Esslingen die Reformationskämpfe am heftigsten tobten, wurde er vom Domkapitel (von Speyer) dorthin entsandt, um als Prediger die Verteidigung des alten Glaubens zu übernehmen. Am Widerstand des Rates scheiterte allerdings dieses Bemühen.¹⁰⁷ Wenige Jahre später, wahrscheinlich im Jahr 1535, wurde er durch Verwendung Blarers Weihbischof von Brixen. Am 5. Januar 1536 schreibt er seinem Protektor Blarer aus Brixen, er habe dort einen gnädigen Fürsten und Herrn gefunden und sei Blarer sehr dankbar, dass er ihn hierher gefördert habe; und er zeigt sich auch gleich nobel, indem ||08|| er ihm mit gleicher Post 100 Pomeranzen und 16 Malgranat aus dem Süden sendet mit der Bitte, die Hälfte davon dem Fürstbischof von Konstanz zu verehren!¹⁰⁸

Für das folgende Jahrhundert bis zum Dreißigjährigen Krieg sind uns die Pfarrer von Wurzach mehr oder weniger nur mit Namen bekannt, auch die Reihenfolge lässt sich bei einigen nicht mit letzter Sicherheit feststellen. Da sind;

Nikolaus Fink, Pfarrer;

Konradus Frey, Pfarrer;

Jakobus Führer, Dekan und Pfarrer;

Johannes Lachemayer, Magister, Pfarrer, von dem es 1575 in den Visitationsprotokollen heißt: „[ver]hält sich nicht wohl, schwört, balgt, concub., 2 liberi“;¹⁰⁹

Jakobus Ower (Auer), Pfarrer, gestorben 1585;

Georgius Büchle, Pfarrer, resigniert;

¹⁰⁶ Cfr. Chronik, 366 b.

¹⁰⁷ Vgl. RAUSCHER, Julius: Württembergische Reformationsgeschichte. Stuttgart, 1934. S. 86.

¹⁰⁸ GÜNTER, Heinrich: Gerwig Blarer. Abt von Weingarten 1520-1567. Band I: 1518-1547; Band II: 1547-1567. Hier: I, S. 274.

¹⁰⁹ Vgl. Blätter für württembergische Kirchengeschichte 1891

Johannes Jakob, Pfarrer bis 1596, dann Pfarrer in Amtzell;

Jakobus Rues, seit 1596, später Pfarrer in Krugzell;

Jakobus Frey, gest. 1612;

Ludovicus Schleich, Magister, Pfarrer, seit 1612;

Johannes Hepp, um 1615;

Jakobus Badstuber, Pfarrer, 1618.

Dass während des S c h w e d e n k r i e g e s und der Pestzeiten auch in Wurzach alles drunter und drüber ging, haben wir bereits gehört. Sicher ist, dass damals fast alle Pfarrakten zugrunde gingen. Durch die Pest trat ein großer Priestermangel ein. So wurde auch Wurzach bis 1660 durch Ordenspriester pastoriert. Aus dem Einschreibbuch der Rosenkranzbruderschaft (1644 gegründet) kennen wir die Namen der Seelsorger:

1. 1644 der hochwürdigste Herr Henricus Müller, Abt zu Huldenbach;

2. P. Benedictus Maucher OSB;

3. 1655 P. Bonaventura Zimmermann OCist., Deputatus, von Weyl im Thurgau gebürtig;¹¹⁰

4. 1655-1656 Eusebius Reitmaier, *Canonicus regularis* von Waldsee, der 1656 wieder zurückgerufen wurde;

5. ab 1656 Benedictus a Thannenberg, Benediktiner zu Reichenau, wahrscheinlich geborener Wurzacher, weil er in der Zeit seines Hierseins bei seinem Vater Albanus von Thannenber

g wohnte. Er starb 1660 in Weingarten.

Mit dem nächsten Pfarrer Leonhard Neyer beginnt nun wieder die Reihe der Seelsorger aus dem Weltklerus. Ein verhältnismäßig reiches Aktenmaterial ermöglicht es uns, sie als Persönlichkeiten und in ihrem Wirken genauer darzustellen. ||09||

II. Von 1660 bis zur Gegenwart.

1. Pfarrer Leonhard Neyer hat am Georgentag 1660 die Seelsorge in Wurzach übernommen¹¹¹ und wird als „wohlwürdiger geistlicher und wohlgelehrter Herr“ bezeichnet. Er war Pfarrer bis zum 30. August 1672.

¹¹⁰ Vgl. RUEZ, Johann Nep.: Pfarrbuch, S. 57b.

¹¹¹ Chronik 113: „huius parochiae Wurz. curam animarum accepit.“

Mit dem letzten April 1660, also wenige Tage nach seinem Amtsantritt, beginnt das erste erhaltene Taufbuch (aus dem sich für die Lokalggeschichte noch viel herausholen ließe!).¹¹² Wie sehr die Bevölkerung durch den Dreißigjährigen Krieg gelitten hatte und wie rasch sie in dem lebensmutigen Volke doch wieder aufstieg, beweisen die jährlichen Taufen:

1660:	11	1685:	44
1665:	24	1690:	43
1670:	27	1703:	54
1675:	35	1708:	69

2. Sein Nachfolger war Pfarrer Johannes Roth, der am 28. Oktober 1672 die Pfarrei übernahm, 1684 aber resignierte. Er war zuvor Pfarrer in Reichenhofen, ein hochstudierter Herr (Dr. jur. utr. = Doktor beider Rechte!). Während seiner Amtszeit erfolgte die Teilung der Zeiler Herrschaft und [so] bekam Wurzach eine eigene Standesherrschaft: Waldburg-Zeil-Wurzach mit Graf Sebastian Wunibald als erstem Herrn (1675-1700).

3. Eine kurze Amtszeit war seinem Nachfolger, dem Pfarrer Johannes Chrysostomus Beckelhau vergönnt. Er kam von Ellwangen und hatte gleich bei seinem Antritt einigen Ärger. Er wurde am 7. März 1684 durch Matthias Nezer, Pfarrer von Ziegelbach, proklamiert; da aber bei der Proklamierung Rechte des Grafen übergegangen wurden, focht dieser den Rechtsakt an und die Proklamierung musste wiederholt werden am 23. Juli. Daraufhin ließ er erst recht auf sich warten und zog erst am 8. Dezember ein. Er starb aber bereits am 6. Juli des folgenden Jahres zu Schwarzenberg im Bregenzer Wald bei dem *Chirurgus* (!), den er gebrauchte, und wurde dort begraben.¹¹³ Gebürtig war er von Waldsee.

4. Auf ihn folgte Pfarrer Johannes Wetzel – der erste, den wir im Bild sehen können. „Ss. Theol. Cand“ fügte er seinem Namen bei, und das bedeutet, dass er nicht nur das für jeden Geistlichen vorgeschriebene und zur Weihe genügende *biennium casuisticum* im Verlauf der Studien absolviert hatte, sondern auch die systematische Theologie an einer der Jesuitenschulen (zu Dillingen - 1549 eröffnet - oder wahrscheinlicher in Konstanz - seit 1604) gehört hatte. Die meisten Geistlichen hörten nur

¹¹² Vgl. Chronik 153 und 235: Schule, Bürgermeister, Handwerker!

¹¹³ RUEZ, Joahnn Nep.: Pfarrburch, S. 56; Chronik 113.

die *casus conscientiae per biennium*, aber für eine Pfarrei wie Wurzach wurde – wie die Vorbildung der nachfolgenden Geistlichen beweist – mehr verlangt.¹¹⁴ Er war in Wangen geboren und dort auch als Kaplan bis zur Berufung nach Wurzach tätig. Er führte auch den Titel eines Magisters und war Kamerer des Wurzacher Kapitels. Das Abschlussurteil über sein Leben lautete: „*Indefessus apostolus - labore in vinea Domini confectus* – ein unermüdlicher Apostel, der sich in der Arbeit im Weinberg des Herrn aufgerieben hat!“¹¹⁵ Diesen Eindruck eines redlich sich mühenden Seelenhirten, der in aller Arbeit des Alltags sich der Verantwortung vor dem Ewigen bewusst bleibt (Totenkopf im Bild!), macht er auch auf dem Portrait. Während seiner Amtszeit wurde 1709 der Grundstein zur ersten Gottesberg-Kapelle gelegt – auf dem Gottesberg, der seit unvordenklicher Zeit schon diesen Namen trug, mag sich bis dahin ein Kreuz oder ein Bildstöckchen befunden haben – die Wetzeln im Frühjahr 1709 schon benedizieren konnte. Sie war bald zu klein und wurde 1712 neu errichtet und im gleichen Jahr zusammen mit der Kapelle im Rosengarten konsekriert. Veranlasst wurde der Bau von der Gräfin A. M. Ludovica, nicht zuletzt wegen des Geisterspuks im Schloss, unter dem man dort, wie eine Urkunde vom Jahre 1689 beweist, schon seit 20 Jahren zu Leiden hatte.¹¹⁶ Wetzeln erlebte 1695 auch den Umbau des Spitals und 1708-1709 die Restaurierung der Schlosskapelle. Er starb am 17. Mai 1723.

4. Nur ein halbes Jahr und neun Tage dauerte die Amtszeit seines Nachfolgers [Pfarrer] Antonius Wagner (1723 - 09.01.1724). Unter ihm wurden vor allem die Pflichten und Rechte des Benefiziaten und Messners auf dem Gottesberg festgelegt. Wir erfahren aus dem diesbezüglichen Schriftstück auch den vollen Titel, den die Wurzacher Herrschaft damals führte: „*Wir, Ernst Jakob, des Heiligen Römischen Reiches Erbtruchseß, Graf zu Zeil, Freiherr zu Waldburg, Herr zu Wurzach, Marstetten, Altmannshofen, Wolfegg und Waldsee etc., der röm. P.P. Majestät geheimbder Rat und Kämmerer ...*“¹¹⁷

¹¹⁴ Vgl. LAUER, Die theologische Bildung des Klerus der Diözese Konstanz in der Zeit der Glaubenserneuerung. FDA (Freiburger Diözesan-Archiv), Neue Folge XX, 1919, S. 113ff.

¹¹⁵ Chronik, 114.

¹¹⁶ Chronik, 131.

¹¹⁷ HOFELE, Engelbert (Hg.): Diözesan-Archiv. Blätter für kirchengeschichtliche Mitteilungen aus Schwaben. Stuttgart, 1905. Bd. XXIII, S. 188.

5. Sein Nachfolger wurde 1725 der Dr. theol. Christianus Schmid, bis dahin Pfarrer in Warthausen und Kamerer des Kapitels Biberach. Er waltete seines Amtes von 1725-1742. Bereits 1724 präsentiert, blieb er noch bis ins folgende Jahr in Warthausen, weil in Wurzach inzwischen das neue Pfarrhaus (1724) erbaut wurde. ||11|| Das alte Pfarrhaus befand sich in der Stadt neben dem Rathaus. Noch 1840/50 erzählte man in Wurzach, der damalige ‚Gasthof zum Adler‘ sei Pfarrhof gewesen; er war seinerzeit als gebautes Haus gekauft worden und auf die Dauer doch zu weit von der Kirche entfernt. So wurde er an die Stadt verkauft, während man den Bauplatz für den neuen Bau durch Tausch von den Schwestern des Klösterchens erwarb. 1725 war der Bau vollendet, bis heute ein stattliches und schönes Haus. Während der Bauzeit versahen die beiden Benefiziaten, der „Frühmesser“ und der „Gottesberger“ die Seelsorge. Unter diesem Pfarrer Christian Schmid wurden auch die Statuen der 12 Apostel angeschafft, die der Wurzacher Künstler Franz Anton Kählin verfertigte, ebenso die Figuren Marias und Sebastians, die ihm am besten gelungen sind. Schmid war *Deputatus* im Kapitel, stand also bei seinen Mitbrüdern, in Ehre und Ansehen. Die vielen Missstände in Kirche und Kirchenverwaltung, die sein Nachfolger antraf, lassen aber vermuten, dass er doch wohl ein ziemlich nachsichtiger und zu wenig energischer Herr gewesen sein muss.

In seine Zeit fällt auch zum größten Teil der Bau des Neuen Schlosses. Als 1675 die Wurzacher Linie begründet wurde, fehlte es ihr in ihrem Herrschaftsbereich an einer würdigen Residenz – ein Mangel, der in diesem Zeitalter des Absolutismus und der großen Repräsentation doppelt fühlbar war! Sebastian Wunibald, der Stifter der Linie, dachte zunächst an das im Dreißigjährigen Krieg zerstörte Schloss in Marstetten und man begann bereits mit dem Wiederaufbau. Bald aber gab der Graf den begonnenen Bau wieder auf und zog nach Wien, wo er 1700 als Reichshofratsvizepräsident starb.¹¹⁸

Sein Sohn, der baufreudige Graf Ernst Jakob (1700-1734), griff dann den Plan auf, sich in Wurzach an Stelle des „ziemlich vergangenen“ alten Schlosses eine neue Residenz zu bauen. Der Plan wurde in den Jahren 1723-1728 ausgeführt, mit einem Aufwand von 21.722 Gulden. Der Schöpfer des Bauplanes ist uns, da die Bauakten fehlen, leider nicht be-

¹¹⁸ BAUMANN, Geschichte des Allgäus, III, 494.

kannt. Man hat, besonders im Hinblick auf das herrliche Treppenhaus, dem schönsten in Oberschwaben, an den großen Balthasar Neumann gedacht, – erweisen lässt sich vorerst noch nichts. Beim Tode des Grafen, 1734, stand erst der Mittelbau und der Westflügel, im Osten war die Verbindung zum alten Schloss noch nicht geschaffen. Der Ausbau, besonders auch im Innern, erfolgte erst in den folgenden Jahrzehnten, wobei man eine Zeit hindurch plante, das ganze Städtchen umzubauen und auf das Schloss und seine Anlagen hin auszurichten. Wenn das auch nicht verwirklicht wurde, so bildet das Schloss doch, auch in seiner heutigen Gestalt, im Gesamtbild der Stadt einen imposanten, alles auffangenden Mittel- und Höhepunkt voll Glanz und Schönheit. ||12||

6. Der nächste Pfarrer, Dr. theol. Joseph Nikolaus Schmid, war in Konstanz geboren und zuvor Pfarrer in Ellwangen gewesen. Er übernahm die Pfarrei am 19. November 1742 und wurde dann auch Kamerer des Kapitels. Die Chronik nennt ihn aufgrund alter Zeugnisse einen „*parochus zelosissimus per decem annos et insignis benefactor ecclesiarum Ellwangen et Wurzach; hanc funditus reparavit et pretiosis ornamentis ditavit.*“¹¹⁹ Er muss, wie es uns auch sein Bild bestätigt, ein aufrechter, selbstsicherer und entschiedener Herr gewesen sein, ein Mann der Autorität, der sich Respekt zu verschaffen wusste. In dem von ihm selbst 1749 angelegten Pfarrbuch – die Konstanzer Behörde verlangte damals sehr streng überall die Anlegung solcher *Urbarien!* – erzählt er uns auch einzelne Erlebnisse aus seiner Amtszeit:

- „27. Decembris nacher Wurtzach kommen, habe offters die Kirchen dazumahlen *similiorem speluncae* (!) (wie es die gesambten Pfarrkinder frey gestenen werden) mit zährenfließenden Augen angesehen; dabei mir den Herzstoß gegeben, dass bei dem lieben Hailigen (= Kirchenpflege) über 600 fl. Schulden gestunden.“ Er habe alsbald überall streng nach dem rechten gesehen; Missstände, z. B. dass die Ministranten – damals wie heute rechte Schlingel! – die Hostien zum Essen nach Belieben mit nach Hause nahmen oder dass man ohne Kontrolle Wachs mitlaufen ließ und Wichskugeln daraus machte, habe er sofort abgestellt und so seien die Rechnungen schnell geringer geworden. Auch habe er „*das gefallene Opfer von denen Bruderschaften nicht zum Versaufen hergegeben, son-*

¹¹⁹ Chronik, 114.

dern pro honore Mariae angewendet. Es hat zwar gewaltige Gesichter abgegeben. Allein ich habe mich nit lassen schrecken."

- Im Jahre 1743 ließ er neue Kirchenstühle machen und hat „die schöne Ordnung eingeführt, dass die Männer auf einer und auf der anderten die Weiber allein sollen knien. Da ich auf die Pfarrei bin anno 1742 promoviert worden, war alles untereinander vermischt, und hatte der Deifel wohl eine Freyt. Aber eben darum kein Wunder, dass bey eingeführter neyer Ordnung durch viele Zeit ein solches Missvergnügen und Streit, besonders underen hartnäckigen Weiberköpfen, dass dieses Buch, solches zu beschreiben, nit erleidete. Ich habe mit Geduld allem zugesehen, und den Deifel lassen bellen, wo dann endlich alles in die Ruhe sich begeben".

- Auch zu einem kleinen, verspäteten „Investiturstreit“ ist es damals in Wurzach gekommen! Der Pfarrer erzählt: *„Anno 1746 in mense Maio ist eine neue Wahl eines H. Bürgermeisters vorgenommen worden. Zu welchem Akt mein Messmer und Schulmeister ist befelchet worden, alle Kirchen Schlüssel auf das Rathaus zu bringen, weilen es je und allezeit gebräuchlich gewesen, wie s. t. Herr Oberamtmann von Staader vorgegeben. ||13|| Wenn nun gewiß, daß einem jeweiligen Pfarrer in ipsissima solemnitate investitura nebst anderen Recht- und Gerechtigkeiten auch die Schlüssel sub speciali forma eingehändigt werden, einfolglich die Schlüssel der Kirche soli D. parochi zugehören, als habe keineswegs die beehrten Schlüssel ausfolgen lassen, sondern den Meßmer, weilen er von der Stadt aufgenommen wird, ohne die Schlüssel auf das Rathaus gehen lassen. Die Verweigerung der Schlüssel hat zwar ein gewaltiges Aufsehen und Gemurmel verursacht; allein gegen mir (sic) hat sich niemand getrauet etwas zu sagen, zweifelsohne, weil alle wohl haben können ersehen, daß dieses ihr Begehren keineswegs rechtmäßig.“*¹²⁰

Am 2. April 1752 begann eine große Volksmission, die von drei Patres geleitet wurde.¹²¹ Seltsam und schön zugleich war der Tod dieses Pfarrers. „Er starb“, heißt es im Totenregister, „er starb am Altare, unmittelbar nach der Erhebung des heiligen Kelches, vom Schläge getroffen.“

7. Ihm folgte im Amt sein leiblicher Bruder, [Pfarrer] Josephus Antonius Schmid, dem aber nur noch drei Jährchen vergönnt waren (1753-1756). Er war schon um 1737 in Wurzach Benefiziat und dann Pfarrer

¹²⁰ RUEZ, Johann Nep.: Pfarrburch, S. 59ff.

¹²¹ Chronik, 252; Liber baptizatorum, S. 174ff.

in Hauerz, – auch er ein gebildeter Herr: *phil. magister et Ss. Theol. Cand.*! Ein rechtes Philosophenköpfchen, feingeformt, still, aszetisch, schaut uns auch aus dem Portrait an. So waren es also wohl zwei ungleiche Brüder, wenigstens im Temperament. Während seiner Amtszeit spielte die köstliche Geschichte zwischen der Oberin Helena Soldin von Mariä Rosengarten und dem Grafen Franz Ernst, der neben dem Klösterchen eine Mühle bauen wollte.¹²² Die Schwestern baten, doch davon abzusehen. „*Wir wollen keineswegs hoffen, daß unser Papa und Schutzherr, der so oft uns mit gnädigen Augen angesehen, auf einmal so große Ungnad auf uns werfe, mit diesem Mühlgetös und beunruhige und uns die ruhige Possession störe.*“ Diese Bitte nahm der Graf, scheinbar nicht frei vom herrschaftlichen Absolutismus, sehr ungnädig auf: „*Diese Beguinen lassen sich wahnsinnig begeben, ihn zu bedrohlichen und von einem bereits angefangenen Mühlenbau zu dehortieren.*“ Streng befahl er, die Mutter müsse mit den sechs Schwestern, „*so an solchem Mutwillen die strafbarlichste Urheberin gewesen sind*“, *ad audienciam* in seiner Residenz erscheinen und die Dokumente mitbringen, die ihr zu diesem Einspruch das Recht gäben. Aber die Oberin war tapfer! Sie antwortete schriftlich, es handle sich ja um kein Recht, sondern um eine Bitte; im Übrigen „*die in lateinischer Sprach angeführten Worte können wir aus Abgang des Verständnisses nicht beantworten*“ und persönlich zu erscheinen sei, ihr aufgrund der Regel nicht erlaubt. ||14|| Die Natur kam ihr zu Hilfe, da es nicht gelang, aus der trägen Aach genügend Wasser in den angelegten Kanal einzuleiten; und weil so viel Geld umsonst verschwendet wurde, nannte man den Platz das „Goldäckerle“! – Unter der gleichen energischen Oberin wurde übrigens im Jahre 1763 das Kloster in seiner heutigen Gestalt neu aufgebaut.¹²³

8. Inzwischen aber war eine der bedeutendsten Gestalten auf die Wurzacher Stadtpfarrei gekommen: Johann Nepomuk von Kolb, der die Pfarrei 43 Jahre lang (1756-1799) innehatte. Mit dem Bau der neuen Stadtpfarrkirche hat er sich einen unvergänglichen Namen geschaffen. Um 1725 als Sohn einer alten Patrizierfamilie geboren (in Stetten), machte er seine Studien im *Collegium Germanicum* zu Rom¹²⁴ und erwarb sich dort die theologische Doktorwürde. Er war bereits Stiftsprobst im

¹²² Vgl. ZEILE, S. 57ff.

¹²³ ZEILE, S. 63ff.

¹²⁴ Cfr. Bild!

Kollegiatstift zu Zeil, als er sich um Wurzach bewarb. Im Juni 1756 trat er sein Amt an. Im Jahre 1768 scheint er zum Dekan gewählt worden zu sein, später wurde er auch noch bischöflicher Konstanz'scher Rat. Sein Hauptanliegen wurde die Kirche: Sie war zu klein geworden. Man dachte zunächst nur an eine Erweiterung, schritt aber dann 1775 zu einem völligen Neubau, der noch im gleichen Jahr fertiggestellt wurde, während die Innenausschmückung 1776 erfolgte. Am 16. Oktober 1777 erfolgte die Konsekration durch Kardinal Rodt – das Nähere darüber im nächsten Vortrag! Das große Werk gibt Zeugnis von der großen und bedeutenden Persönlichkeit, die von Kolb zweifellos war. Als solche zeigt er sich uns auch in dem schönen Porträt (Pfarrhaus): eine schöne Gestalt, schwungvoll und vornehm zugleich, blutvoll und lebensnah und doch durch einen Zug edler Geistigkeit geadelt, mit einem großen, klaren, milden Auge, ein Mann, von dem es auf dem Epitaph an der Seelenkapelle (die er erbaut hat) heißt: „Höre die Stimme des ganzen Pfarrvolkes, die nur eine ist: Er war allem Alles!“ Er arbeitete im großen Wurf. Fast ständig hatte er vier Hilfsgeistliche: den *Deimontanus*, den *Primissarius*, den *Capellanus aulicus* und einen *Vicarius*. Das Schwesternkloster wurde neugebaut – mit der energischen Oberin gab es allerdings verschiedentlich Kompetenzstreitigkeiten, der Pfarrer regierte ihnen wohl zu viel in die internklösterlichen Belange hinein;¹²⁵ der Gottesberg bekam 1764 endlich die Paulanerbrüder und mit ihnen den großen Reliquienschatz des Bruders Theophilus. Brüderlich und freudig umstehen ihn deshalb mit Recht Brüder und Schwestern auf dem herrlichen Plafondgemälde der Kirche – und die Herrschaft; er hat in grandioser Weise mit allen am Gottesreich in Wurzach und an seinem neuen Gotteshaus gebaut! ||15||

9. Sein Nachfolger war der leibliche Bruder des damals regierenden Grafen und nachmaligen Fürsten Eberhard, Josephus Erbtruchsess Graf von Waldburg-Zeil-Wurzach, der die Pfarrei 1799 übernahm, aber bereits 1802 resignierte; er war dann Domdekan in Straßburg, Domherr in Köln und Wien und infulierter Propst zu Nikolsburg in Mähren, und starb am 28. Dezember 1812 in Wien. Von ihm besitzt die Pfarrkirche die Reliquien des Hl. Leopold und der Hl. Verena.

10. Im Jahre 1802 übernahm ein geborener Wurzacher, Johann Nepomuk R u e z, die Stadtpfarrei. Schon 1789 war er hier als Kaplan tä-

¹²⁵ Cfr. Pfarrarchiv

tig, dann war er Pfarrer in Rötenbach (geb. 25. April 1758). Er musste es miterleben, wie aufgrund der Säkularisation die Wurzacher Herrschaft ihre eigenen Stiftungen, die der Bruderschaft auf dem Gottesberg und die Schwesterngemeinschaft in Mariä Rosengarten 1806 auflöste; ein harter Beschluss, wenn er auch mit wirklicher Vornehmheit und allem menschlichen Entgegenkommen durchgeführt wurde. Als geborener Wurzacher hatte er besonderes Interesse an den Dokumenten und Zeugnissen der kirchlichen Heimatgeschichte. Mit unendlichem Fleiß und künstlerisch-begabter Hand schrieb er in den Jahren seines Amtes die wertvollen Pfarrbücher: Das eigentliche Pfarrbuch, das Widdumbuch und das Buch der Pfarr-Fabrik (= Kirchenpflege), Sammlungen, denen wir viele, sonst nicht mehr erreichbare Nachrichten über Wurzach verdanken und die noch lange nicht ausgewertet sind. Etwas von dieser sauberen, künstlerischen, für's Schöne aufgeschlossenen und aufgeklärten Art spricht auch aus seinem Porträt zu uns: ein fein geprägter Kopf, mit klarem und gutigem Ausdruck, mit dem zierlichen Chapeau an die Empfindsamkeit der Mozart- und Schillerzeit erinnernd. Er starb 1811.

11. Von seinem Nachfolger Sebastianus Haslander besitzen wir kein Gemälde. Er stammte von Überlingen und war vorher Pfarrer in Aitrach (1790) und Mooshausen (1806). In Wurzach amtierte er von 24. Dezember 1812 bis zu seinem Tode am 7. April 1825. In seine Zeit fiel der berühmte Durchmarsch der Truppen 1813-14, als das Leprosenhaus Lazarett war, und die schweren Hungerjahre 1816-1819.

12. Aus dem Bayrischen (Ebenhofen bei Kaufbeuren) stammte Pfarrer Peter Paul Gom, bis dahin Pfarrer und Kamerer in Gebrazhofen, der die Wurzacher Pfarrei am 23. Juli 1825 übernahm und am 20. April 1832 hier starb. „*Ein kenntnisreicher, überaus eifriger und unermüdlich tätiger Seelsorger*“, so kennzeichnet ihn die Chronik.¹²⁶ Dem späteren Pfarrer Sinz, der 1841-48 hier Kaplan war, erzählten die Leute noch viel von Pfarrer Gom, „*nur Rühmliches, wenn ||16|| auch Sonderbares*“: Das Brautexamen habe oft über zwei Stunden gedauert. Fleißig habe er die Kranken besucht, dabei auch bei weitesten Entfernungen und schlechtestem Wetter Fahrzeug abgelehnt. Freilich sei er durch seine gewaltige Stimme und weil er oft stundenlang verweilte, bisweilen lästig geworden. Unartige und unaufmerksame Kinder habe er oft in der Schule mit auf-

¹²⁶ Chronik, 116.

gehobenen Händen und unter Tränen um Besserung gebeten. Unermüdetlich war er in der Beichtstuhl­tätigkeit. „Ein Opfer seines glühenden Eifers erkrankte er in der Karwoche 1832 und starb am Gründonnerstag. Der hochselige Fürst Eberhard hatte eine tiefe Verehrung gegen diesen würdigen Priester, der ein guter biederer Deutscher war vom alten Schlag“. Und so tritt er uns auch im Bild entgegen: Etwas schwerblütig, unbeholfen, aber ein ehrlicher und wackerer Kämpfer für Gottes Sache, fromm und handfest (Brevier und Dose!).

13. Eine lange Amtszeit war seinem Nachfolger, [Pfarrer] Joseph Anton Straub, geb. 26.4.1783 in Erolzheim, zuvor Pfarrer in Rot, vergönnt: von 1832 bis 1865. Er konnte 1857 sein goldenes Jubelfest hier feiern. Ein Höhepunkt seiner Seelsorgstätigkeit war die durch Jesuitenpatres geleitete 14-tägige Volksmission vom 29. Juni bis 14. Juli 1850, die einen ganz einzigartigen, erschütternden und erhebenden Verlauf nahm.¹²⁷ Auf dem Bild macht er einen ernsten, zähen, fast verbissenen Eindruck.

14. Ihm folgte am 10. Oktober 1865 [Pfarrer] Jakob Sinz. Er war um 1838 Repetent in Tübingen, und etwas vom Gelehrten und Freund der Studien merken wir auch noch dem Porträt des Pfarrers von Wurzach an. Er war meistens kränklich, nützte aber die Zeit, indem er die Pfarrchronik anlegte; zwar geht es da etwas durcheinander in der Chronologie, aber es steckt doch eine Unsumme von Arbeit und Sammeleifer darin; besonders wertvoll, weil er auch das damalige Fürstliche Archiv eifrig benützte. „*Er war ein edler Mann und großer Wohltäter der Armen*“ und seine Aufzeichnungen beweisen, wie sehr ihm Kirche und Gläubige am Herzen lagen.

15. Damit treten wir aber bereits an jene Pfarrergestalten heran, die den Lebenden vom Hören oder Sehen noch bekannt sind und wo meine Hörer eher zum Erzählen und Beurteilen berufen sind als der nicht-einheimische Redner. So sei es mir vergönnt, zur Abrundung des Bildes nur noch kurz die Namen der letzten Seelsorger der Pfarrei Wurzach zu nennen:

Gustav Joseph Merkle (1879-1908), der Heilig-Land-Fahrer, eine kämpferische und selbständig-originelle Natur, der 1902 sein goldenes Priesterjubiläum feierte, gest. 1912;

Fidel Fricker (1909-1914), gest. 1931;

¹²⁷ Chronik, S. 252ff.

Konstantin Knoll (1916-1919);

Karl Diener (1919-1941), mit dessen Namen die Restauration der Kirche und die Berufung der Salvatorianer auf den Gottesberg, ihr Einzug ins ehemalige Schloss und die Feier des Heiligblut-Festes für immer verbunden bleiben;

Joseph Anton Kohler, der im Jahre 1941 von der Pfarrei Treherz zu uns kam und mit Umsicht, Liebe und Tatkraft die Geschicke der Stadtpfarrei in einer schweren Zeit leitet – ad multos annos!

Damit stehen wir am Ende unserer langen Wanderung! Ignatius Klug hat einmal gesagt, jede Pfarreigeschichte sei eine Papstgeschichte im Kleinen. Gnadenhafte Größe und menschliche Erbärmlichkeit, Tatkraft und Schwäche, Geist Gottes und Geist der Welt – alles, was es auf Petri Stuhl gab, gibt es auch in jeder Pfarrei. Unendlich viel Bemühen, unendlich viel Versagen! Aber jede Dorfkirche ist Leben vom Leben der ewigen Kirche. Und solange sie von diesem Leben getragen und durchpulst ist, lebt sie und wird sie leben. Und solange wird sie bleiben, unsere liebe Heimatkirche, was sie durch fast ein Jahrtausend oder über ein Jahrtausend gewesen ist: die lichte Himmelsgloriole, Gottes Sonnenschein und Sonntag über unseren bangen und dunklen Erdentagen, das wahre Sternenzelt über den begrenzten Äckern, Straßen und Häusern unserer Heimat. Und wenn wir behaupten, die Heimat zu lieben, so ist das nur dann echt und wahr, wenn sich mit der Liebe die Ehrfurcht und Hochachtung vor der Kirche und vor jenen Männern verbindet, die durch die Jahrhunderte im Namen Gottes und als Gesalbte Christi sich um das Heiligste und Schönste bemühten: Um das Reich Gottes, um die Heimat Gottes im Gotteshaus und in den Herzen, und die Ehrfurcht auch vor denen, die es immer noch tun, heute wie einst. Am schönsten ist die Heimat immer noch da, wo ein Kirchturm über den Dächern wacht, wo Menschen beten und singen, mit dem Herrgott leben und sterben, wo die Liebe Gottes die Herzen einander verpflichtet, wo man das Leben heiligt und die Toten nicht vergisst. An dieser Heimat halten wir fest und dass sie so bleibe, wollen wir uns mühen; denn sie ist es, von der der Dichter singt:

„Sie zeigt mit keuscher Kraft
Dir ihre traute Welt,
und drüber riesenhaft

und drüber riesenhaft
ihr Sternenzelt!“¹²⁸

¹²⁸ P. Reinhard KEMPTER hat das Datum 22.03.1947 am Ende notiert – vermutlich das Datum der Fertigstellung.

8. Vortrag:

DIE NEUE STADTPFARRKIRCHE
Baugeschichtliche und kunstgeschichtliche Erklärung

Einleitung:

„Am schönsten ist die Heimat immer noch da, wo ein Kirchturm über den Dächern wacht, wo Menschen beten und singen ...“ Freundlich und hell, aufrecht und geschmeidig, und doch zugleich ernst und still und fest wacht auch über unserem alten Städtchen bei Sonnenschein und Sternenglanz, in guten und in bösen Tagen, Jahrhundert um Jahrhundert ein Kirchenbau. Wer hinge nicht an seiner Heimatkirche, an der Kirche seiner Väter, an der Kirche seiner schönsten und heiligsten Jugenderinnerungen, an der Stätte der Gnade und der Erhebung mitten im Gedränge des harten Alltags und im Kampf des Lebens? Wem wäre seine Kirche nicht teuer, in der das erste Gebet für ihn gesprochen wurde und in der einmal die letzte Fürbitte für seine Seele zum Himmel gesandt wird. Wie wir aber von allen geliebten Gestalten und Dingen immer wieder wissen wollen, wie sie entstanden und gewachsen sind und worin so recht eigentlich ihr Wert und ihre Schönheit bestehe, so ergeht es uns sicherlich auch mit der Kirche der Heimat. Diese herrliche, festliche Kirche – wer hat sie gebaut, wie ist sie zu beurteilen? Diesen und ähnlichen Fragen wollen wir heute Abend nachgehen.

Wir befassen uns im ersten Teil mit der Baugeschichte der neuen Stadtpfarrkirche und machen dann in einem zweiten Teil den Versuch, in einer kunstgeschichtlichen Betrachtung uns über den Stil unserer Kirche klar zu werden und aus ihm heraus das Einzelne zu erklären.

I. Die Baugeschichte der Wurzacher Stadtpfarrkirche

In dieser baugeschichtlichen Erklärung bin ich in der glücklichen Lage, eine gründliche und exakte Arbeit des H.H. Stadtpfarrers Joseph Anton Kohler aus dem Jahre 1944, die mir im Manuskript vorlag, benützen zu können. Die Ausführungen dieses ersten Teiles stützen sich im Wesentlichen auf diese Studie: „Die Baugeschichte der Stadtpfarrkirche in Wurzach“. ||02||

Wie wir bereits im letzten Vortrag hörten, wurde die neue Kirche unter Dekan Johann Nepomuk von Kolb (1756-1799) erbaut. Obwohl sein vorletzter Vorgänger Nikolaus Schmid (1742-53) noch einmal alles getan hatte, um aus der alten und verwahrlosten Pfarrkirche wieder ein ansehnliches Gotteshaus zu machen, kam die Kirchenfrage in Wurzach nicht zur Ruhe. An der Verschönerung und Ausstattung arbeitete in den ersten Jahren seines Hierseins auch Dekan von Kolb. Doch das Kernproblem war und blieb die Tatsache, dass die Kirche zu klein geworden war. Soviel wir aus den Akten ersehen können, handelt es sich um eine Kirche, die schmaler und kürzer als die heutige war. Auch der Turm war niedriger, und das Kirchendach von heute ist wohl doppelt so hoch wie das der einstigen, wie man noch aus der alten Uhrentafel an der Ostseite des Turmes sehen kann, deren Hälfte sich unter dem Kirchendach der heutigen Kirche befindet. Gedeckt war die Kirche mit sog. Nagelschindeln, im Innern war sie mit angestrichenen Brettern gedeckt und die Seitenwände waren teilweise getäfert.

Man dachte zunächst nur an eine Erweiterung der Kirche. *„Am 22. Januar 1774 wurde von Konstanz aus die bischöfliche Erlaubnis erteilt, dass Dekan von Kolb zur Kirchenerweiterung auf die Fabrik und die Pfarreinkünfte 6.000 Gulden aufnehmen dürfe. Am 15. Juni 1774 erging ein bischöfliches Dekret, wonach alle Zehnten selbigen Jahres für die Kirchenreparation eingezogen werden sollten, doch nur so, dass dem Pfarrer nebst den Stolgebühren noch eine congrua von 450 Gulden verbleiben solle. In die Zehnten teilten sich die Pfarrstelle zu 7 Zwölftel, die Chorstifte Wolfegg, Zeil, die Standesherrschaft Wurzach, die Kirchenfabrik, das Spital und das Kloster Schussenried zu 5 Zwölftel.“* (Kohler). Die Leitung des Baues wurde durch das gleiche Dekret Dekan von Kolb übertragen. Die Gemeinde wurde angewiesen, Hand- und Fuhrfronen zu leisten, jedoch sollte die Feldarbeit nicht darunter leiden. Die Zehentzahler seien nur zur Herstellung von Turm, Mauern, Dach, Weisselung und Kirchenstühlen verpflichtet. Die Verzierung der Kirche, Orgel, Kanzel, Altäre usw. müsse aus freiwilligen Spenden erstellt werden. – Am 8. August wurde die bischöfliche Erlaubnis zur Exsekration der Kirche und zur Zelebration der Hl. Messe in der bereits erbauten Seelenkapelle gegeben.

Im Sommer 1775 schritt man nun an die Arbeit. Bald zeigte es sich, dass das Fundament und die Umfassungsmauern der alten Kirche in einem Zustand waren, der die geplante bloße Erweiterung nicht durchfüh-

ren ließ. So hat man sich – wie es scheint, ziemlich rasch – entschlossen, einen völligen Neubau aufzuführen.

Wer als Baumeister den Bau geleitet hat, lässt sich für die Pfarr-
||03||kirche so wenig mit Sicherheit sagen, wie für das Schloss. Doch legen sich hier wenigstens Vermutungen nahe, die – alle zusammenge-
nommen – mit großer Wahrscheinlichkeit das Richtige treffen. Da es sich zunächst nur um ein Erweiterungsprojekt handelte, mochte man sich kaum um einen Architekten großen Namens umgesehen haben. Wahrscheinlich übernahm den Bau der Wurzacher Bauinspektor Christian J ä g e r. Als man dann raschestens sich auf einen Neubau umstellen musste, galt es nun doch, sich über Stil und Plan der neuen Kirche schlüssig zu werden; das ging über die Kraft und Erfahrung eines örtlichen Baumeisters. Nun weilte seit 1766 der französische Architekt Michel d' I x n a r d (1723-1795), seit 1764 fürstlich Hohenzollerscher Baudirektor in Hechingen, im gefürsteten Damenstift in B u c h a u, wo er zunächst die Stiftsgebäude neu aufführte und dann, gerade in jenen Jahren, 1774-1776, die Pläne für den Neubau der Kirche ausarbeitete. Ausgeführt wurde dort der Bau auch von einem Jäger, vielleicht einem Verwandten des Wurzacher Jäger. Da nun die neue Kirche in ihrem Innern eine ganz auffallende Ähnlichkeit mit der Buchauer Kirche hat, eine wahre Schwesterkirche, und gleichzeitig mit ihr erbaut wurde, ist es unzweifelhaft, dass die Pläne und Entwürfe von dort stammen. Nun war aber Ixnard damals bereits ein Architekt von Namen und Rang, der neben den Schlössern von Hechingen und Königseggwald bereits St. Blasien, Kirche und Kloster, nach dem Brand neu errichtet hatte. Einem solchen Mann gegenüber durfte man sich am Ausgang des 18. Jahrhunderts ein bloßes Plagiat nicht erlauben, und so steht es für mich außer Zweifel, dass Dekan von Kolb, der sowohl persönlich als auch auf dem Weg über die Standesherrschaft mit dem Adel seiner Zeit und mit den geistlichen Würdenträgern bekannt war, also in den Kreisen, in denen Ixnard damals alles galt, – dass er mit dem Meister in Fühlung trat und dass Ixnard den Plan für Wurzach ausgearbeitet hat. Auch W. Fr. Laur¹²⁹ ist dieser Ansicht: *„Auch die Kirche in Wurzach, deren Ausführung jedoch in den Einzelheiten stark gegen seine übrigen Werke zurückbleibt, dürfte auf einen Entwurf Ixnards zurückzuführen sein.“* Das erwähnte „Zurückbleiben“ wird einmal sicherlich auf die immerhin beschränkten Geldmittel, die einem

¹²⁹ Künstlerlexikon, Bd. 19, s.v. Ixnard

nicht adeligen Bauherrn, einer bloßen Pfarrgemeinde, zu Gebote standen, zurückzuführen sein, dann aber wohl auch auf Änderungen des Planes durch die örtlichen Persönlichkeiten, den Bauinspektor Jäger und den am Bau sehr interessierten Dekan von Kolb. Und dass ein allzu großes Interesse der Auftraggeber und Ausführenden dem künstlerischen Gedanken nicht immer zum Heil gereicht, davon können die Künstler aller Jahrhunderte ein Liedlein singen! ||04||

So bestätigen uns also auch diese Überlegungen, was sich von selbst jedem unbefangenen Beschauer der Kirche immer wieder aufdrängt, dass nur ein fähiger und künstlerisch bewährter und starker Kopf eine Kirche von solcher Klarheit und Schönheit konzipieren und entwerfen konnte.

Aber nicht nur Bauherr und Architekt taten ihr Möglichstes, sondern auch das ganze Volk. Das ist uns in der Pfarrchronik ausdrücklich bezeugt. Pfarrer Sinz berichtet, unterm 29. September 1870 habe ihm der älteste Mann der Gemeinde, Josef Hierlemann von Albers, noch Folgendes erzählen können: „Nach mehrjährigen Vorbereitungen sei die Pfarrkirche in dem kurzen Zeitraum von 7 Monaten aufgebaut worden und es hätten Alt und Jung, Weiber und Jungfrauen oft nach dem Feierabend stundenlang Steine zusammentragen helfen.“¹³⁰ Der Bauer, der die größten Stücke Holz herbeigeführt habe, bekam dann auch in der neuen Kirche einen ersten Platz hinter den ersten zwei Stühlen. Auch Dekan von Kolb war stets auf dem Platz, um anzufeuern und aufzumuntern, bald mit kleinen Geldspenden, bald mit Erfrischungen. Der Balier wohnte die ganze Bauzeit über in seinem Haus.

Bereits im November 1775 konnte man *in templo novo*, im neuen Gotteshaus wieder Gottesdienst halten, nachdem der Neubau zunächst durch die einfache Benediktion durch Dekan von Kolb die erste Weihe erhalten hatte. Freilich, Gottesdienste mit größerer Feierlichkeit, wie zum Beispiel die Trauungen, wurden noch 1776 und 1777 auf dem Gottesberg oder in der Schlosskapelle gehalten. Es galt ja nun noch die ganze Innenausstattung durchzuführen, vor allem die reichlichen Stuckarbeiten. Ob als Stuckateure Franz Anton Kählin (um 1740 von Einsiedeln nach Wurzach verzogen) oder Johann Schütz in Frage kommen, ist aus zeitlichen Grün-

¹³⁰ Chronik, 204.

den zweifelhaft. Man denkt heute eher an Franz Xaver F e i c h t m a y r ..., von dem ja auch sicher die Hochaltargruppe stammt.¹³¹

Noch im Jahre 1776 wurde auch mit dem Deckengemälde im Chor begonnen. Laut Signatur ist es von R e g n e r gemalt. Dekan Kolb scheint aber von den Leistungen des Künstlers nicht befriedigt gewesen zu sein, wiewohl der Meister nach unserem Geschmack sich in Farbgebung und Komposition glücklich in die Stimmung des Gesamtraums einfühlte, und er sah sich für das große Gemälde am Plafond des Schiffes nach einem anderen Meister um. Seine Wahl fiel auf Andreas B r u g g e r (1737-1812), der eben (1776) die Buchauer Kirche Ixnards mit herrlichen Chor- und Schiffs-Deckenfresken versehen hatte. Brugger, der in Wien bei dem großen Maulbertsch, „dem letzten genialen Ver-||05||treter des barocken Malstils“ gearbeitet hatte und durch ihn zu einem im Wesentlichen immer noch barock empfindenden und gestaltenden Künstler geprägt wurde, weilte nach 1760 auch noch einige Jahre in Rom, wo er durch Raphael Mengs und seine Schule mit der neuen klassizistischen Kunstrichtung vertraut ward, deren Nachwirkung bei ihm immerhin schon spürbar ist. Er ist ein Spätling der Barockmalerei, aber immerhin schon gemäßigt und beruhigt durch die neue Richtung, der er schon in Wien auf der Akademie begegnete und die in Rom dominierte. Als er Wurzach und Buchau ausmalte, stand er auf der Höhe seines Schaffens.¹³² Laut einer Zeitungsnotiz vom Jahre 1778, die im ehemaligen Fürstlich Wurzach'schen Archiv aufbewahrt ist, hat der Meister das gewaltige und herrliche Gemälde zu jedermanns Verwunderung in der kurzen Zeitspanne von drei Monaten gemalt. (Kohler)

So war also nach zwei Jahren das große Werk vollendet. *„Am Donnerstag, den 16. Oktober 1777, zog der frohe Tag über dem freudig erregten, fahngeschmückten Riedstädtchen auf, an dem sein ureigenstes Gemeinschaftswerk, seine klare, zu Stein gewordene Willenskundgebung, sein Gotteshaus durch die Hand des berufenen Stellvertreters Gottes und durch die heiligen, ewig schönen, sinnerfüllten Zeremonien der Hl. Kirche seine Weihe erhalten sollte.“* (Kohler). Der Fürstbischof von Kon-

¹³¹ Kempter fügt mit Bleistift hinzu: „Seine Spätwerke führte er bereits im klassizistischen Stil aus.“

¹³² Vgl. EGGART, Hermann: Andreas Brugger. Zum seinem 200. Geburtstag. Sonderdruck aus: Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung. 64. Jahrgang 1937, S. 33-56.

stanz selbst nahm die Konsekration vor. Es war Maximilian Christoph von Rodt (1776-1800), der letzte Bischof des uralten Bistums, der als regierender Fürst bis zum Tode seines Amtes waltete. Im Fürstlichen Archiv in Schloss Zeil befindet sich noch ein Zeitungsbericht vom 17. Oktober 1777 über den großen Tag: *„Gestern war uns der frohe Tag, da Sr. Hochfürstl. Gnaden Maximilian Christoph, Hochwürdigster Bischof zu Konstanz, des Hl. Römischen Reiches Fürst ... in höchst eigener Person geruhet haben, die neu gebaute Pfarrkirche allhier unter Beiwohnung mehrer Gnädigen Herren Reichsprälaten, Reichsgrafen und Hoher Standespersonen, auch einer unbeschreiblichen Volksmenge feyerlichst einzuweihen, nachdem verwichenen Dienstag bevor dem versammelten Löbl. Ruralkapitel der erfreulichste Empfang geschehen.“* Dann wird berichtet, dass der Bischof noch elf Altäre einsegnen werde, acht in der Pfarrkirche (vier Nebenaltäre, Emporealtar, Dreifaltigkeitsaltar hinter der Männer-, Katharinenaltar hinter der Frauengalerie, Hochaltar), zwei in der Totenkapelle, einen auf dem Gottesberg. Am Sonntag, 19. Oktober war Firmung. Am Abend des Sonntags wurden die Feierlichkeiten beschlossen mit einem imposanten Feuerwerk und sinnvoller, durch Dekan Kolb geleiteter Illumination, welche vor allem der Standesherrschaft galt. ||06||

II. Kunstgeschichtliche Erklärung der Wurzacher Stadtpfarrkirche

Noch wichtiger und wertvoller, als das Wissen um diese äußeren Geschehnisse über das Werden unserer Pfarrkirche, ist nun das innere rechte Verständnis und das rechte Anschauen des Kunstwerkes – denn vor einem Kunstwerk stehen wir hier zweifellos! Die Angaben über Ixnard, den Baumeister, und Brugger, den Maler, haben uns schon darauf hingewiesen, dass hier Meister arbeiteten, die am Ende einer eben auf letztmöglicher Höhe ihrer Form- und Ausdruckskraft stehenden Kunstepoche stehen und bereits vom Geiste des Neuen erfüllt und getragen sind. Über diese Vorgänge im Großen müssen wir uns in Kürze Klarheit verschaffen, wenn wir die Wurzacher Kirche recht verstehen wollen.

1. Die klassizistische Kunst im Allgemeinen

Jeder, der einmal an einem sonnigen Sommernachmittag in Zwiefalten oder Steinhausen oder in der unvergleichlichen ‚Wies‘ stand, wird es sicherlich empfunden haben, dass hier eine Kunst sich ausdrückt, – nein! Ausjubelt! – deren Formen und Bilder sich unmöglich mehr steigern lassen. Das Gesetz der Dynamik, der Bewegung, des Affektes, des Höhenstrebens und Vergeistigens bei aller Lebendigkeit und sinnlichen Kraft, das die Barockkunst beherrscht hat, ist in jenen Schöpfungen der Rokoko-Kunst bis in die letzten Möglichkeiten hinein verwirklicht worden. Schon von daher gesehen, konnte die Kunst einer kommenden Epoche nicht mehr in dieser Richtung weitergeführt werden. Der Umschwung kam denn auch, umso eher und umso durchgreifender, als die neu heraufziehende Epoche von einem ganz neuen Zeitgefühl und Lebensgefühl getragen war. Mit der Mitte des 18. Jahrhunderts treten wir hinein in die Zeit der Aufklärung. Waren die voraufgegangenen zwei Jahrhunderte Zeiten der gesteigerten Glaubensinnigkeit und gläubigen Leidenschaftlichkeit, weitgehend getragen und gespeist von den Strömen der Reformation und Gegenreformation, so trat nun – eingeleitet von den Philosophen und bald genug verstärkt durch bedeutende Vertreter der Literatur und Kunst – der Abfall von allem nur glaubensmäßig Erfassten und Irrationalen ein, ein Vorgang, der sich bald genug in alle Bereiche des Daseins hineindrängte und nicht zuletzt auch das ganze politische (Französische Revolution), soziale und wirtschaftliche Leben im Verlauf des 19. Jahrhunderts umformte. Nicht Glaube, Tradition, letztgeahnte absolute Werte sollten Leben und Kunst bestimmen, sondern die ruhig wägende und klärende Vernunft, das zunächst Greifbare und ||07|| Klar-Ersichtliche. Nach allem Überschwang und aller Ekstasik, nach Heroismus und Absolutismus erscholl nun das Losungswort Rousseaus: „Zurück zur Natur!“ Freilich nicht zur unmittelbaren, zur gewaltigen und oft so geheimnisvollen Natur, sondern zur menschlich veredelten und gehobenen Natürlichkeit, wie man sie in den Werken der Griechen verkörpert sah, in ihrer Plastik und Architektur, die jener Zeit durch die Entdeckung von Herkulaneum und Pompeji (1748) erneut und überwältigend nahe kam: Hier trat es ihnen entgegen, wonach sich ihr Lebensgefühl zu innerst sehnte und was Winckelmann in die Worte fasste: „Edle Einfachheit und stille Größe.“ Mit diesem Willen zur Einfachheit, zum Maß, zur klaren und festen Linie, zum logischen Gesetz geht nun auch die Kunst daran,

unter dem bestimmenden Einfluss der griechischen und römischen Bauwerke einen neuen Architekturstil zu schaffen, den man später, weil er in Wirklichkeit nicht auf den klassischen, sondern späteren hellenistischen Werken der Antike fußte, als „Klassizismus“ bezeichnete. Die führenden Meister der neuen Kunstrichtung waren Franzosen; dort, unter der Sonne des absoluten und kunstfreudigen Königshofes, war seit langem die Stätte der großen Aufträge und Leistungen. Zu Rom hatten sie enge Fühlung und die meisten Künstler hatten auch ihre Zeit in Rom geweiht. Das trug auch bald erste Früchte. – Bereits unter Ludwig XVI. erbaute der große Jacques Germain Soufflot das *Pantheon* (Genoveva-Kirche) zu Paris (1764-1790), ganz nach dem Vorbild des römischen *Pantheon*.

Nun wissen wir auch von Ixnard, dass er 14 Jahre lang in Paris gelernt hat (von der Picke auf, würden wir sagen) und dass er anschließend längere Zeit ebenfalls in Rom weilte. Er gehört also auch jener ersten Generation von Künstlern an, die sich von der Barock-Epoche ablösten. Natürlich konnten diese Männer, so lebendig das Neue in ihnen arbeitete und so bewusst und entschieden sie an ihm arbeiteten, nicht über Nacht mit dem Überkommenen brechen. Sie hatten unter den Meistern der alten Schule gelernt und – jedem bleibt irgendwie sein Meister und die Erfahrung seiner Jugend, auch wenn er es nicht wahrhaben will. Und so blieb auch diesen Meistern der ersten klassizistischen Generation noch vieles von der Kunstübung des Barock und Rokoko.

Gewiss, das Wesentliche ist ihnen gelungen: Statt der gewaltigen Dynamik des Barockbaus gilt nun in ihren Bauten – und man spürt es auf den ersten Blick – das Gesetz der Statik; der Höhendrang ist gebannt durch feste horizontale Führungen, die Decke ist kein Schein, kein Hinausgezogenwerden ins Unendliche, sondern das, was sie ihrer Natur nach ist: Ein lagerndes Gebilde, das den Raum begrenzt; die irrationale, in endlosen Phantasien sich verlierende Dekoration wird durch symmetrisch klare Girlanden und Rosetten ersetzt. Aber etwas ist diesen ersten Bauten des Klassizismus vom Barock her doch noch geblieben – wir möchten sagen, zum Glück! Denn sie stechen dadurch vorteilhaft ab von den späteren radikal-klassizistischen Bauten. „Der Klassizismus des ersten Künstlergeschlechts, dem die Pariser Cauvet, Chalgrin, Constant und Soufflot ... [und] in Deutschland, wo damals die französischen oder französisch-geschulten Baumeister tonangebend waren (cfr.Kuhn), d' I x n a r d ... angehören, behält noch viel von dem Raumgefühl der Ba-

rock- und Rokoko-Kultur, wie von deren Art, die Massen zu ordnen, ja selbst von der Ausschmückungsweise im Großen." ¹³³ (cfr. Wurzacher Hochaltar!)

Vor allem haben diese Meister vom Barock her noch Sinn und Gefühl für die großartige Vereinheitlichung nach einem großzügigen Gesamtplan, für die Einheit des Kunstwerkes unter Führung der Architektur. Die herrlichen Kirchen in Wiblingen und Rot a.d.R., die auch unter diesem Aspekt zu betrachten sind, sind lebendige Zeugen dafür, dass dieses ‚Nachwehen‘ des Barock ihnen nicht zum Schaden gereichte. Aber auch die ganz anders geartete Wurzacher Kirche offenbart dieses volle, ruhende, große Raumgefühl. Freilich, es ist ein ruhendes Raumgefühl, die Bewegung ist gegenüber den Barockkirchen zum Stehen gekommen, sie ist zum Sein geworden. In harmonischem Gleichgewicht verhalten Höhe, Breite und Tiefe.

Man will nicht mehr das Aufstreben des Mauerwerks, sondern mehr seine Schichtung deutlich machen; nicht mehr üppiges Beladen, sondern geglättete Oberfläche scheint die raumumhegende Funktion der Wand, scheint ihr ‚In-sich-Beharren‘ wesenhafter auszudrücken. Die Decke, nun als lastende Horizontale, nicht mehr als Spiegelgewölbe gebildet, wird wieder, was sie von Hause war: Raumabschluss nach oben.

2. Klassizistische Architektur und Ausstattung der Wurzacher Kirche

So ist auch das Schiff der Wurzacher Kirche von einer großen Flachdecke überspannt. Es besteht aus vier Jochen. Den massiven Pfeilern sind Pilaster vorgelegt mit – bezeichnend für den Stil der beseelten und anmutigen Natürlichkeit – jonischen Kapitälchen. Und nun kommt ganz deutlich Schichtung um Schichtung, klar und sinnvoll: Zuerst ein zweigeteiltes Gebälk mit Perlschnüren, dann ein breiter Festonfries, darüber das Gesimse mit Eierstab, Konsolen und Rosetten dazwischen, und schließlich ganz oben die Kehle mit Schuppenleiste und umwundenem Stab. Auf halber Höhe der Pfeiler sitzen auf Konsolenträger die Emporen auf, deren Brüstung in einem durchbrochenen laufenden Flechtband besteht, der untere Teil in einer Art Zahnschnitt – in der ganzen Art von angenehmer Wirkung. Freilich rügt die Kunstgeschichte (cfr. Bau-

¹³³ Vgl. HILDEBRANDT, Hans: Die Kunst des 19. und 20. Jahrhunderts. Handbuch der Kunstwissenschaft. Potsdam, 1924.

denkmaler Leutkirch) wohl mit Recht, dass durch diese Emporen an den Seiten die Fenster unglücklich zerschnitten wurden, auch, dass die Emporen wohl etwas allzu nüchtern und billig an die Pfeiler angebracht sind. Wenn sie jedoch von dem „einförmigen Weiß“ der Kirche spricht, so verkennt der Kritiker doch, dass die Klassizisten dieses Weiß bewusst gegen die Farbenfülle des Barock in ihren Kirchen haben wollten; ich glaube, unser Einfühlungsvermögen in eine vergangene Stilperiode hat sich da doch wieder verfeinert und empfindet gerade diese Helligkeit bei der architektonischen Klarheit und Ausgeglichenheit des Baues als angemessen.

Die Überleitung vom Schiff zum Chor gehört wohl auch zu dem, was wir als barocke Art, die Massen zu ordnen und die Räume zu meistern, kennengelernt haben. Überhaupt wirkt der Chor, im Gegensatz zu dem wirklich klassizistischen Schiff mit seinen geraden und entschiedenen Führungen, noch mehr Barock, schwungvoll. Hier ist auch die figürliche Stuckverzierung reicher, vor allem am Mittelpilaster, wo über den Medaillons von Christus und Moses sich vergoldetes Behänge mit vielfachen alt- und neutestamentlichen Symbolen befinden. Besonders aber wird jener Eindruck sicherlich erweckt durch den herrlichen Hochaltar, der doch noch ganz den Schwung und die Kühnheit der Barock-Altäre atmet. Da die schöne Christus-Thomas-Gruppe des Hochaltars von Franz Xaver Feichtmayr (München) stammt und er auch als Leiter der Stuck-Arbeiten vermutet wird, ist nicht ausgeschlossen, dass auch der Hochaltar von ihm stammt. Er arbeitete ja seit 1774 in der Nähe, in Rot a.d.R., und ist auch einer von denen, die doch noch im Barock aufwuchsen und sich erst in den Spätwerken zum Klassizismus bekennen.¹³⁴ Und ein bedeutender Meister muss diesen grandiosen Hochaltar entworfen und ausgeführt haben, zumal auch den Tabernakel in der seltenen Form einer Bundeslade und dann die wirklich eindrucksvollen Anbetungswengel, – das wird kein Kenner leugnen.

Geschmackvoll und unauffällig schmiegen sich auch die Seitenaltäre, die gerade wegen ihrer Einfachheit zunächst in Wurzach nicht sonderlich Eindruck machten, in die Gesamtarchitektur ein. Während die Figuren der Gottesmutter und St. Josefs noch aus der alten Kirche sind, lässt sich über den Wert der kleineren Altarfiguren streiten. Wertvoller sind die Seitenfiguren St. Verena und St. Konrad am Hochaltar, die vom Künstler

¹³⁴ Vgl. Künstlerlexikon

Volmar aus Riedlingen stammen. – Bezeichnend für die Vorliebe für das Symmetrische, wie wir sie für den Klassizismus feststellten, ist, dass gerade auch in dieser Kirche die Kanzel nicht ohne Gegenstück gelassen wurde – das Erbärmdebild hinter dem Eisengitter als Pendant zur Kanzel. ||10||

3. Malerei der Wurzacher Kirche

Doch nun zu den großen Deckengemälden. Wenn ich ein kurzes allgemeines Urteil fällen müsste, dann würde es lauten: Den hellen Farben und der stark linearen Technik nach passt zum Gesamtstil der Kirche am besten das Chor-Fresko, – aber es ist künstlerisch wirklich hilflos. Eine künstlerische Leistung von Rang und dauerndem Wert, glänzend in Komposition und Farbgebung in sich, ist das große Deckenfresko Bruggers, – aber für den klaren, lichten, einfach-festlichen Raum ist es eigentlich doch zu schwer. Nun, wenn man beide gegeneinander abwägt, wird man Dekan von Kolb doch nachträglich noch beistimmen müssen, dass er das zweite Aber als geringeren Einwand ansah und Meister Brugger berief. Was wäre aus der Decke des Kirchenschiffs geworden, wenn der Meister des Chorfreskos auch hier in der gleichen Weise „gestammelt“ hätte.

a) Kirchenschiff:

Wenn wir zunächst von Bruggers Werk sprechen, so müssen wir auch hier von den gleichen Überlegungen ausgehen, wie bei der Betrachtung des Gesamtbaues. Auch Meister Brugger hat noch bei den Alten gelernt und hat seine Jugendbegeisterung für seinen großen Lehrer Maulbertsch, den großen Barockmaler, nie vergessen und abstreifen können und wohl auch nicht wollen. Auch das Wurzacher Deckengemälde, das er auf der Höhe seines Schaffens ausführte, ist in seiner Gesamtheit, in der Art, wie er sich das Thema stellt und wie er es komponiert, durchaus noch als ein Barockgemälde anzusprechen. Dass er aber nicht umsonst in Rom den großen Meistern der neuen Richtung begegnet ist und auch von ihnen anerkannt wurde (Er erhielt dort einen Preis.) und dass ihn vor allem die Werke des führenden Klassizisten Raphael Mengs (1728-1779) in Rom beeindruckten, offenbart sich uns vor allem in der Ausführung im Einzelnen, in der plastischen, klaren und wohlgegliederten Art, wie er die

Gestalten malt und gruppiert. Besonders die beiden äußeren Gruppen, die Begründer der alttestamentlichen Kirche und die Begründer der Wurzacher Kirche, sind ganz klar und plastisch dargestellt und offenbaren den Künstler, der zur ruhigeren, festeren, wohlgeordneten Zeichnung übergegangen ist, während das Mittelstück, das ja in sich schon ein hochbarockes Thema darstellt – die Heiligen im Glanz der Himmelsgloriole –, ihn noch einmal in den rauschenden Schwung der großen Barocktradition hineinreißt. – Über den Inhalt des großen Werkes hat man verschiedene Ansichten geäußert. Detzel sah in ihm den Triumph der Kirche dargestellt; Finkbeiner meinte, es handle sich um die Verherrlichung des Erlösungswerkes oder um das Reich Gottes vor und nach Christus; Klaiber und Eggart erklären es als den feierlichen Einzug in die nach dem salomonischen Vorbild neuer-||11||baute Kirche unter dem Segen des Himmels. Meiner Ansicht nach ist es verfehlt, wenn wir meinen, diese Barockmaler hätten in ihren großen Kirchenfresken (und auch sonst, vgl. Fresko im Treppenhaus des Wurzacher Schlosses!) streng systematisch ein Thema durchgeführt. Wir dürfen diese Bilder nicht von modernen Gesichtspunkten aus erklären wollen, sondern vom Denken dieser Leute her. So wenig man eine große Fuge des Barockmusikers Bach nach strengen Gesetzen auseinanderlegen kann, so wenig dürfen wir es bei diesem Fresko. Der Künstler ist von einem großen Bewusstsein, einem großen Gefühl, einer großen Schau beseelt – man könnte es hier nennen: Der neue Gottestempel, die neue, große Kirche! Und was sie ist, und was in ihr geschieht, und worum es da geht, das hat ihn ergriffen. Das ist die Kirche, die schon im alten Bunde vorgebildet war, die im Werk Christi und seiner Heiligen Gestalt gewann und sich da vollendet und von da allen Segen empfängt. In den Einzelheiten ist er zweifellos von Dekan Kolb eingehend beraten worden, denn es sind so viel feinsinnig theologische und nur-lokale Motive eingearbeitet, dass wir ohne diese Annahme nicht auskommen. Und ein Priester und Theologe von Format und der Bildung Kolbs konnte wahrlich beraten und sicher auch einen Künstler in einer Weise inspirieren, dass es seine Schaffensfreude nur hob. – Da sehen wir nun in der Westgruppe König Salomon auf dem Thron, eine prächtige Gestalt, flankiert von den Löwenfiguren, in glänzender Perspektive gemalt. Über ihm eine weibliche Figur, die göttliche Weisheit. Vor ihm ist der Plan des neuen Tempels ausgebreitet, so wie am entgegengesetzten Ende der Plan des Wurzacher neuen Gottestempels ausge-

breitet ist. Es ist ein Werk wahrer, himmlischer Weisheit, dem Herrn ein Haus zu bauen. Wunderbar, wie der rosafarbene Mantel der ‚Weisheit‘ aufwirbelt. Links von ihm Abraham im orangefarbenen Gewand, ein Kopf mit dem Ausdruck reifer Ergebung in Gottes Willen, mit dem jugendlich-schön gemalten Isaak. Bei ihm weilt Jakob, aus dessen Zügen das Leid und die Erkenntnis des Vielgewanderten und Vielgeprüften spricht. Rechts Moses, der Gesetzgeber, in starken dunklen Farben gehalten, sowie der tatkräftige königliche Sänger David mit der Harfe. In leicht verklärtem Gelb, gleichsam im Schimmer seiner Priesterwürde, strahlt aus dem Hintergrund Aaron, und ganz entfernt, gleichsam aus urvergangenen Tagen, blickt noch Melchisedech in das Geschehen herein. Zwei Engel links und rechts, noch umschattet vom Dunkel des Alten Bundes, weisen in starker Zuversicht hin auf die Mittelgruppe, wo sich die wahre Kirche begründet und vollendet. Alles überragend grüßt uns von dort das Kreuz, das Größte, was einst und jetzt und immer geschah und geschieht, das Größte auch, was sich in dieser Kirche ||12|| ereignet. Denn, was am Kreuz geschah, wird hier im neuen Tempel immerdar erneuert. Dem Kreuz gegenüber, auf gleicher Höhe, wird ein Kelch von Engeln, gleicherweise wie das Kreuz, emporgehalten. (Der Kelch hat nichts mit der Heiligenfigur daneben zu tun, sondern ist das Gegenstück zum Kreuz. ... anders Finkbeiner) Und nun beginnt die Symphonie. Das, was am Kreuz grundgelegt wurde und in der Eucharistie durch Zeit und Raum weiterwirkt, ist einst von den Evangelisten als frohe Botschaft in die Welt hinausgetragen worden: Matthäus mit einer echt barocken jugendlichen Menschengestalt, Lukas mit dem Stier, Markus mit einer prachtvollen Löwenfigur, und schließlich die hinreißende Gestalt des Johannes, lauter Gestalten von echt barockem Schwung. Botschaft und Werk der Evangelisten haben dann die großen Väter und Lehrer der Kirche weitergeführt. Da sehen wir in der Mitte, zugleich als Vertreter und Symbol des Papsttums, in dem die Lehr- und Hirtengewalt des Herrn durch die Jahrhunderte weiterwirkt und die Einheit der Kirche felsenfest gesichert bleibt, den großen Papst Leo den Großen mit dem Buch, auf dem zu lesen ist: *Laudate Dominum in sanctis eius*. Dann die vier abendländischen Kirchenlehrer: links außen Ambrosius (Bienenkorb), neben ihm Gregor der Große mit der Taube (Nicht Thomas von Aquin, wie Finkbeiner annimmt; die Gestalt hat einwandfrei Papsttracht, zudem passt das Attribut nicht zu Thomas.); rechts Hieronymus in Kardinalstracht und ganz außen Augustinus, der Mann mit dem, in Gottesliebe

brennenden Herzen, mit dem Kind. Aber auch die Kirchenväter des Ostens sind vertreten: links Chrysostomus und Basilius. Zwischen Basilius und Gregor der große Schutzheilige der Konstanzer Diözese: St. Konrad, einer der Bischöfe von Konstanz aus der Frühzeit. Von gewaltiger Bedeutung für das Gottesreich waren die großen Ordensstifter: links oben Benedikt, unter ihm Bruno im weißen Habit, über diesem als Vertreterin der weiblichen Orden und zugleich als Schutzheilige der Standesherrschaft, die sich um den Gottestempel so verdient gemacht und für die sie betet, Walburga; dazu rechts außen über Augustinus St. Bernhard, der *Doctor mellifluus*. Ganz besonders aber wacht über der Pfarrgemeinde, zwischen Kreuz und Kelch und über dem Papst thronend, die Patronin der Pfarrkirche seit Jahrhunderten: St. Verena. Rechts von ihr sind dann noch weitere Heilige, auf deren Schutz Wurzach ganz besonders vertraut: Da ist Franz Xaver, dessen Verehrung durch das Schloss eingeführt wurde und der als Helfer in Viehnöten sich schon oft bewährte, Johann von Nepomuk, der Stadtpatron von Wurzach und Namenspatron des Bauherrn der Kirche, St. Agatha, vom Allgäuer Bauernvolk immer hoch in Ehren gehalten, – und, fast versteckt, hinter dem Kreuz, der liebe Heilige Nikolaus, der Kinderheilige. ||13||

Das ist es, worum es in der Kirche, im neuen Gotteshaus geht, und so war es wirklich eine große und heilige Sache, diesen Tempel aufzuführen, und so dürfen sich alle, die da mitwirkten, getrost und freudig auch in diese, Zeit und Ewigkeit umspannende Gemeinschaft hineinstellen. Und das tun sie auch. Im Ostteil des Gemäldes sehen wir sie alle festlich vereint. In freudiger Bewegtheit stehen sie da an der Rampe, in christlichem Stolz über das *opus grande*, über das große Werk zu Gottes Ehre. Bewegt und schwungvoll grüßt uns die Gestalt des Dekan Kolb im Schmuck der Priesterstola, neben ihm sein treuer Messmer und Kapitelsbote Graf, der es sicher auch streng gehabt hat über diese Zeit, hinter ihm sein guter Lehrer Magister Gaspar, der „letzte Schulmeister vom alten Schlag“, wie es von ihm heißt. Ganz links am Kirchenplan steht eine Schwester vom Rosengarten, ganz außen rechts der Superior der Paulaner vom Gottesberg, dazwischen die Ministranten, ein frohes Völklein, die Rosenkranzbruderschaft mit ihren Fähnlein, und das eifrig-freudige Volk – alle haben mitgeholfen, und alle freuen sich. Aber nicht nur Kirchengemeinde, sondern auch die Standesherrschaft trug nach Kräften zum Gelingen bei. In der Mitte der Gruppe steht der regierende Graf Franz Ernst, rechts von

ihm seine Gemahlin, sein Sohn (Erbgraf Eberhard-Ernst) und davor der junge Enkel Graf Leopold, der den Grundstein zur neuen Kirche legen durfte und den später (1800) ein so tragisches Geschick ereilte, als er am Schlosseingang versehentlich von österreichischen Husaren niedergeworfen wurde (Gedenktafel). Links vom Grafen sein Schwager, der Generalfeldmarschall Franz von Königsegg-Rotenfeld (im weißen Habit mit schwarzem Kreuz, Landkomtur) und sein (weiterer) Sohn Fidelis (der lustige „Graf Fidele“), außen Beamte und Soldaten des Hofes mit Banner.

Von ganz unten lecken die Flammen empor und wüten die Verdammten. Man hat in ihnen die sieben Hauptsünden dargestellt sehen wollen, was nicht von der Hand zu weisen ist – im Ganzen aber denken wir eher an das Wort des Herrn: „Die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen.“¹³⁵ Was vermag Hölle und Bosheit in Zeit und Ewigkeit gegen eine solche Kirche, wie sie der Künstler uns erleben ließ!

b) Chor:

Eigenartigerweise ist gegenüber diesem gewaltigen Gemälde das viel schwächere und unbedeutendere Fresko im Chor ungleich schwerer zu deuten, – soviel ich forschte und sah, hat es auch noch niemand unternommen. Es ist deutlich in zwei Teile geschieden. Im Westteil ist ein wuchtiges Portal als Symbol der Kirche, mit der Inschrift: *Patet Porta Patriae Non Coinquinatis*. ||14|| Was das Portal darstellt und was unter der Patria hier zu verstehen ist, ist nicht ganz einfach zu deuten, wahrscheinlich ist die Pforte zunächst ein Symbol der neugebauten Pfarrkirche und tieferhin ein Abbild der irdisch-sichtbaren Kirche überhaupt. Davor stehen die, die als Hirten und Hüter dieser Kirche berufen sind und durch deren Huld und Mitwirkung auch diese neue Kirche entstanden ist. Da stehen auf der einen Seite Papst, Bischof, Priester und Diakon – die „Austeiler der Geheimnisse Gottes“. In der Mitte befindet sich, lorbeerbesetzt, offensichtlich der Kaiser, der Schirmherr der Heiligen Kirche, der den Kirchenplan genehmigt; dieser Plan wird ihm eben von einer fürstlichen Persönlichkeit entgegengehalten, die zugleich seinen Reichsapfel hält (Standesherr?). Daneben ein Bürger, der das Signum des Malers hält, und Soldaten, – beide Vertreter jener Stände, die die irdische Kirche tatkräftig errichten und schützen. Es ist derselbe Gedanke – nur

¹³⁵ Mt 16,18

in allgemein gespannter Form, in großen Perspektiven, – den Brugger im Ostteil seines Bildes mehr lokal dargestellt hat (Staat und Kirche, hier allgemein, dort Standesherrschaft und Pfarrei). Das Lokale deutet der Künstler hier an den Seiten an, wo links Personen der Standesherrschaft dargestellt sind, rechts der Pfarrgeistliche mit Ampel und ein Bruder vom Gottesberg (... auf der Brust steht ihm leuchtend geschrieben: *Caritas Dei*). Diese Kirche nun ist schon auf Erden das rechte Vaterland und führt uns hinüber in das ewige. Weit steht sie offen allen, die auf rechten Wegen wandeln und sich nicht mit Schuld beladen: *non coinquinatis* (... nach der Geheimen Offenbarung).

Wie nun die Gläubigen gerade der Wurzacher Pfarrei den Weg in den Himmel finden, ist im Ostteil des Bildes dargestellt. Die *porta patriae* wird zur *porta caeli*. Ein Engelchen trägt die Inschrifttafel, die das Thema ausspricht: *Ave porta caeli!* Maria, die Gottesmutter, ist der Weg zum Himmel. Da schwebt sie hinauf, mit der einen Hand uns heranziehend, mit der andern zum Himmel weisend. Ein Engel hält ihr die Lilie – sie war *non coinquinata*; sie ging ein in die ewige Heimat. Umgeben ist sie von Heiligen, die in Wurzach besonders verehrt waren: Neben ihr Katharina mit dem Rad, St. Joseph mit dem blühenden Stab, links von ihr Joachim (Buch und zwei Tauben) und Anna. Alle diese Heiligen haben auch Figuren an den Seitenaltären. Katharina und Joseph wohl als Patrone der Jungfrauen und Jünglinge, Joachim und Anna als Patrone der Eheleute. – Unter dieser Gruppe der himmlischen Vorbilder und Helfer sind nun symbolhaft die besonderen Wege dargestellt, durch die gerade das Wurzacher Kirchenvolk sich heiligt für den Himmel. Da ist auf der einen Seite ein Vertreter des 3. Ordens in der Kutte, auf der andern halten Engel Skapulier und Rosenkranz dem aufschauenden Volk entgegen: III. Orden, Skapulier- und Rosenkranzbruderschaft mit ihren großen Vergünstigungen im Leben und Sterben als sicherer Himmelsweg. – Unten steht nun das Volk und schaut mit Vertrauen empor, Vertreter aller Stände im Volk: Links außen ein Holzarbeiter mit Beil, daneben ein Bauer mit Dreschflegel, eine Weberin mit Spindel, auf der Ballustrade sitzt ein Krüppel mit Krücke, neben ihm ein Kranker; eine Schwester des III. Ordens (wie sie im Rosengarten waren; Kolbs Schwester war dort Oberin!) speist zwei arme Kinder mit Brot und Trauben, rechts außen eine Bauersfrau mit Sichel und ein Weber mit Instrument (?). Diese untere Gruppe will nicht nur das Volk repräsentieren, sondern auch das

Thema vollenden: Durch Berufsarbeit und Gutes-Tun mitwirken mit der Gnade von oben. – Einige Gestalten, besonders der Volksgruppe, sind gut gelungen, aber im Ganzen bleibt das Gemälde bei aller Fülle des Inhalts weit hinter der sonstigen künstlerischen Höhe der Kirche zurück.

Das Ovalbild direkt über dem Hochaltar stellt die Anbetung des Lammes dar; es scheint vom gleichen Künstler zu sein (cfr. Gesichter).

Der Kreuzweg, nicht unschön in jener Manier gemalt, wie wir sie aus dieser Zeit im ganzen Allgäu finden, ist heute noch so angebracht, wie es damals von Konstanz verlangt wurde – er müsse *uno obtuitu* zu übersehen sein.

Noch wäre über Mancherlei zu sprechen – über so manches alte Gemälde auf den Emporen; über das schönste Schmuckstück der Kirche, den spätgotischen ‚Gnadenstuhl‘; über die ergreifende, künstlerisch hochwertige Pieta, die heute über dem Andenken unserer Gefallenen wacht – genug! Was wir hörten, ist erhebend und ergreifend genug. Wieviel Liebe und Treue zur alten, großen heiligen Kirche sind hineingebaut in dieses Gotteshaus, wie groß und schön ist es geworden. Kunstströmungen und Gedanken eines ganzen Jahrhunderts haben ihren Weg hineingebahnt und Gestalt gewonnen in dieser Kirche. Berechtigter Stolz und hohe Freude muss uns erfüllen, so oft wir sie betreten, aber auch einem Gefühl des Dankes sei in dieser Stunde Raum gegeben. Dank der Liebe Gottes, die uns unsere Kirche erhielt, während so viele uralte Heiligtümer einem grausamen Krieg zum Opfer fiel. Dank aber auch denen, die vor uns waren, und hochsinnig und mutig das herrliche Werk schufen. Jetzt ist es uns übergeben, dass wir es lieben und wahren, das steinerne Haus, aber auch alles das, was an göttlichen und ewigen Dingen in ihm geschieht, und einmal als unser Liebstes und Schönstes denen übergeben, die nach uns kommen. Denn „wahrlich, hier ist das Haus Gottes und die Pforte zum Himmel“.

9. Vortrag:

„NEUE ZEIT UND ALTER GLAUBE“ Der Kampf des katholischen Volkes in Oberschwaben gegen die Aufklärung

Einleitung:

In den Hymnen an die Kirche lässt Gertrud von le Fort die Kirche sprechen:

*„Ich weiß, dass sie mich verspotten,
ich weiß, dass sie sich über mich erzürnen,
ich weiß, dass sie an mir im Finstern tasten
Denn sie hören meine Stimme wohl,
und sie spüren meinen Widerschein in ihrem Herzen,
Aber mein Angesicht können sie nicht sehen:
mein Haupt liegt im Schoße Gottes vergraben,
ich habe es nicht mehr aufgerichtet viele hundert Jahre ...
Siehe, ich bin unterworfen den Schleiern meiner Schwachheit,
ich bin unterworfen den dunklen Schleiern der Verkennung,
Ich bin unterworfen den Schleiern meiner Brautschaft,
ich bin unterworfen den weißen Schleiern meines himmlischen Erbes.
Denn an dem, was du nicht siehst, sollst du mich erkennen,
und an dem, was dir bange macht, soll mich deine Seele glauben.“*¹³⁶

Nicht ohne Grund lassen wir diese gewaltigen Bilder, und das, was sie uns sagen, zu Beginn vor uns aufleuchten. Immer wieder geht der Kampf und Sturm gegen die Kirche, bald von außen, bald von innen, aber er geht immer nur gegen ihr Zeitbedingtes und Vergängliches, und er ist nur möglich, weil die Sturmläufer ihr wahres Antlitz nicht sehen, das „*im Schoße Gottes vergraben*“ liegt – viele hundert Jahre! Das verborgene

¹³⁶ LE FORT, Gertrud von: Hymnen an die Kirche. 1924. München (Ehrenwerth Verlag), 1948, 5. Auflage, 77 Seiten.

Antlitz aber, das, „was du nicht siehst“, das Göttliche und Unvergängliche ihres Wesens, das die Gegner und Eiferer nicht kennen oder nicht anerkennen, feiert die ewigen Triumphe über alle Angreifer und Übelgesinnten. In allen Jahrhunderten erfährt die Kirche Belastungen, die nach Menschenurteil das Tragbare überschreiten, Angriffe, denen sie nicht mehr gewachsen zu sein scheint, aber:

„Deiner Stunde schlägt keine Stunde,
und deine Grenzen sind ohne Grenzen,
denn du trägst im Schoße das Erbarmen des Herrn“!

Im ganzen Ernst dieser übernatürlichen Wirklichkeit müssen wir auch die kirchen- und heimatgeschichtlichen Ereignisse sehen, die sich in der sogenannten Zeit der „Aufklärung“ (etwa 1750-1850) auf unserm heimatlichen Boden abgepielt haben. Weil es nicht eine Zeit entsetzlicher Kriege oder grausamer Nöte war, sind wir leicht geneigt, diese kirchengeschichtliche Epoche in ihrer Bedeutung zu ||02|| unterschätzen, – und doch war es eine der schwersten inneren und äußeren Krisenzeiten, durch die die Kirche schritt, eine Zeit, die gerade uns heute als Warnung und Ermutigung, wie wir abschließend sehen werden, viel zu sagen hat.

„Neue Zeit und Alter Glaube“ – Nach kurzer Klärung über Werden und Wesen der Aufklärung sprechen wir zunächst über die äußeren und inneren Wandlungen und Bestrebungen der neuen Zeit, um dann in einem zweiten Teil zu erfahren, wie der alte Glaube, hier ablehnend, dort aufnehmend, die neue Zeit gemeistert hat.

I. Die neue Zeit (Aufklärung)

„Die neue Weltanschauung wird zusammengefasst unter dem Namen ‚Aufklärung‘; ihr Ideal ist die Natur, das Natürliche, also auch die Vernunft; sie steht also im innern Gegensatz zur Übernatur, zur Offenbarung. Naturreligion, Naturrecht, Naturstaat, Kraft der eigenen Vernunft ohne äußere Bindungen sind ihre Ideale; das freie Gewissen soll herrschen.“¹³⁷ Ihre tiefsten Wurzeln liegen in der Reformation (Sprengung der absoluten Bindung und Elend der Religionskriege), im Humanismus („Mensch-sein“ ist das Wichtigste) und in der Veränderung des Weltbildes durch den Aufstieg der Naturwissenschaften, des Weltverkehrs und

¹³⁷ LORTZ, Joseph: Geschichte der Kirche in ideengeschichtlicher Betrachtung. Münster, 1937. IV,01.

der Philosophie. In großer Form begründet und propagiert wurde die neue Anschauung zuerst in England (Deismus), bereits im 17. Jahrhundert, dann griff die Bewegung über Frankreich, wo sie gewaltige und einflussreiche Wortführer fand (vor allem: Voltaire), herüber nach Deutschland, wo sie an Friedrich dem Großen, Kant und den großen deutschen Dichtern der klassischen Periode (Lessing, Goethe, Schiller) ihre große und nachhaltige Gestalt gewann. Da nach der Anschauung der Aufklärung über das Göttliche und Übernatürliche keine Religion etwas absolut Sicheres und Gültiges sagen kann, so sollte für das Verhältnis der einzelnen Glaubensbekenntnisse untereinander die unbedingte Toleranz gelten, die auch damals, wie heute, die am wenigsten hielten, die sie am lautesten forderten! Über allen Kirchen aber, die ja nur Erscheinungen der allgemeinen Kultur seien, sollte der Staat stehen (Staatsomnipotenz!).

Wie der Zeitgeist jedes Jahrhunderts, so drang auch die Aufklärung in den kirchlichen Bereich und in die katholischen Länder herein. Radikale ‚Aufklärer‘, also solche, die Offenbarung, Dogma und Kirche ablehnten und damit alles preisgegeben und mit der Kirche gebrochen hätten, gab es allerdings wenige. Aber groß war die Zahl – im hohen und niederen Klerus wie in der gebildeten ||03|| Laienwelt, die zwar grundsätzlich noch am Glauben und an den Institutionen der Kirche festhielten, aber innerhalb der Kirche alles „vernunftgemäß“ reformieren wollten. Ohne Verständnis für das übernatürliche, ohne Verständnis für das geschichtlich Gewordene und eigentlich Kirchliche, verwässerten sie Dogma und Moral, machten das Christentum zu einer „*Allerwelts-Humanitätsreligion*“ (Willburger) und erstrebten vor allem eine von Rom mehr oder weniger freie Kirche mit deutscher Liturgie – zur größeren Erbauung der Gläubigen, als ob es in religiösen Fragen nicht zuerst um Gottes Ehre und Dienst ginge. Und dann wurde natürlich alles angegriffen, was immer abgelehnt und bekämpft wird, wo keine übernatürlichen Gesichtspunkte mehr gelten: Klosterleben, Wallfahrten, Bruderschaften, Herz-Jesu-Andacht, häufiger Sakramentenempfang. Zunächst war es ein Kampf, der vorerst nur in Büchern, Zeitschriften und hier und dort auf Kathedern ausgetragen wurde. Gefährlich wurde die ganze Strömung für die Kirche erst, wenn Männer dieses Schlages in Staat oder Kirche maßgeblichen Einfluss erlangten.

Das war in Österreich unter Kaiser Joseph II. geschehen, der denn auch 1782 alle beschaulichen, und später auch andere Klöster aufhob, um

1783 auch die Bruderschaften und Kongregationen aufzulösen. Unter diesem „Josephinismus“, wie die rationalistische Umgestaltung des kirchlichen Lebens in Österreich genannt wird, sollte die Kirche der Habsburger Länder noch das ganze folgende Jahrhundert zu leiden haben!

Wenige Jahre darauf, als die furchtbare Französische Revolution (1789) wie ein Sturmwind die ganze alte Ordnung umwarf, wurde auch in Frankreich eine Säkularisation noch größeren Stils durchgeführt. *Verba docent, exempla trahunt!* Beides war nun geschehen: Die geistige Vorarbeit durch die literarische Verbreitung der Aufklärungsideen und das Beispiel der Nachbarstaaten, die damit Ernst machten. Zuvor schon war es den vereinten Bemühungen der Regierungen Europas gelungen, den Papst zur Aufhebung des Jesuitenordens zu veranlassen und damit sich seiner tüchtigsten und verlässlichsten Sturmtruppe zu begeben.

Die große äußere Umwandlung der alten kirchlichen Verhältnisse im Geist der Aufklärung ließ dann auch in Deutschland nicht lange auf sich warten. Im Zuge der gegen Kaiser und Reich gerichteten Neugestaltung der Verhältnisse kam nach Plan und Willen Napoleons 1803 der Reichsdeputations-Hauptschluss zustande, der die sog. „Rechtsgrundlage“ für die Aufhebung und Enteignung der geistlichen Fürstentümer und Klöster abgab. Es bleibt ein Schandfleck in der deutschen Geschichte, wie die deutschen Fürsten damals in jämmerlich krämerhafter, aller nationalen Selbstachtung baren Haltung die antideutschen Ziele Napoleons zu ihren eigenen machten und mit Bestechungsgeldern in Paris die Aufteilung des eigenen Vaterlandes betrieben.“¹³⁸ „*Das Landesfürstentum ||04|| und das Landeskirchentum vollendeten ihre bedeutende Entwicklung durch einen ganz gewöhnlichen Diebstahl. Ungewöhnlich war nur der Umfang des gestohlenen Gutes.*“¹³⁹ Selbst Treitschke urteilt: „*Wenige unter den großen Staatsumwälzungen der neueren Geschichte erscheinen so hässlich, so gemein und niedrig wie die Fürstenrevolution von 1803. Die harte, ideenlose Selbstsucht triumphierte.*“¹⁴⁰ 36 Männerklöster, etwa 30 Frauenklöster, neun Kollegiatstifte sowie die Kommenten des Johanniter- und Deutschordens wurden in den Besitz des Staates Württemberg oder in den von Grafen und Fürsten übergeführt. Letztere sollten

¹³⁸ LORTZ, a.a.O., IV,17.

¹³⁹ Ebenda.

¹⁴⁰ Vgl. STÄRK, Fr. (Hg.): Die Diözese Rottenburg und ihre Bischöfe. Stuttgart, 1928, S. 10ff.

dadurch entschädigt werden für Gebiete, die sie an Napoleon abtreten mussten, aber fast in allen Fällen überstieg der neue Besitz den alten bei weitem in jeder Hinsicht. Die Durchführung war teilweise brutal und gewalttätig, in andern Fällen aber ließen die neuen Besitzer es an Noblesse gegenüber den Entrechteten nicht fehlen, was aber an der Sache nichts änderte. Für die Kirche war es ein ungeheurer Verlust, zumal an der wirtschaftlichen Schwäche, in die sie damit mit einem Schlag hineingestoßen war, auch ihre religiös karitativen und künstlerischen Aufgaben dahinwelkten; ja sogar die Nachwuchsfrage des Klerus war für die ersten Jahrzehnte ernstlich gefährdet, zumal ja auch die Erziehungsanstalten getroffen waren. Ungeheuer viel Kunstwerke und Bücherschätze gingen durch Unkenntnis und Barbarei im Zug der Säkularisation zugrunde. So wurde von der bedeutenden Klosterbibliothek in Ochsenhausen der größte Teil noch 1825 in Säcke verpackt und versteigert. Von der Bibliothek der Propstei Ellwangen wurden die Bücher durch Tagelöhner massenhaft aus den Fenstern geworfen und dann auf Wagen geladen.¹⁴¹ Matthias Erzberger hat 1902 eine sorgfältige und genaue Schilderung der Vorgänge gegeben im seinem Buche: *„Die Säkularisation in Württemberg von 1802 bis 1810. Ihr Verlauf und ihre Nachwirkungen“* (Stuttgart, 1902). Es ist ergreifend, hier die aktenmäßig belegte Aufhebungsgeschichte jedes einzelnen Klosters zu verfolgen. Fast in allen Klöstern war noch kraftvolles und echtes religiöses Leben. Dass es keine morschen Bäume waren, die da gefällt wurden, beweist allein schon der Umstand, dass fast alle großen Abteien und Stifte im letzten Jahrhundert ihre großartigen Kloster- und Kirchenbauten aufgeführt hatten. Es ist schon so, wie es Bischof Keppler einmal ausdrückte: *„wie die mächtige Eiche im stolzen Schmuck ihrer Kraft, die nur durch starken Axthieb zu Fall gebracht werden kann, und an deren Todeswunde man sehen kann, dass sie noch Lebenskraft auf lange Zukunft hinaus gehabt hätte.“*¹⁴² Es gilt für die Klöster und geistlichen Fürstentümer das gleiche, was der große Görres vom ‚Heiligen Römischen Reich deutscher Nation‘ in einer fingierten Grabschrift sagt: ||05||

¹⁴¹ WILLBURGER, A.: Die Säkularisation und die Aufhebung der Prämonstratenserklöster in Württemberg. FDA = Freiburger Diözesanarchiv XXVIII (1927), 259ff.

¹⁴² KEPPLER, Paul Wilhelm von: Wanderung durch Württembergs letzte Klosterbauten. Aus: Kunst und Leben, Neue Folge. NF 112.

*„Von der Sense des Todes gemäht, atemlos und bleich,
liegt hier das Heilige Römische Reich.*

*Wanderer, schleiche dich leise vorbei ...
du möchtest es wecken.*

Und das Entstandene und dann von neuem mit Konklusen bedecken.

Ach, wären die Franzosen nicht gewesen,

Es würde nicht unter diesem Steine verwesen!“¹⁴³

Indes, das Rad der Geschichte lässt sich nicht zurückdrehen! Und es ist auch nicht Sache des Historikers, sentimental und gefühlsw weich dem Schimmer und Glanz vergangener Tage nachzutruern, w enngleich wir Katholiken nicht vergessen, dass alles einmal unser war und von unserer Kirche geschaffen ward, was Reformation und Säkularisation uns geraubt haben, und w enngleich wir eine tiefe Wehmut nicht loswerden, so oft wir die steigende Kraft des Ulmer Münsters oder die weltentrückte, beseelte Schönheit von Bebenhausen, den verwaisten Jubel von Zwiefalten und die leeren und stummen, und doch so herrlichen Chörgestühle von Rot, Schussenried oder Isny erleben. Wie tapfer haben sich die Zisterzienserrinnen von Heiligkreuztal, die letzten nach 600-jährigem Bestand, gegen die Aufhebung verwahrt, und was soll der Besucher heute denken, wenn er sieht, wie Schmutz und Stroh den ehrwürdigen Kreuzgang bedeckt und der Schwamm die kostbaren Fresken aus dem Mittelalter zerstört. Es ist eigenartig, Fall um Fall zu konstatieren, dass fast keines der säkularisierten Kirchengüter dem neuen Besitzer zum Segen war, – und was noch weiter daraus für sie wird, ist nicht abzusehen. Unrecht Gut, gedeiht nicht gut!

Die Kirche selbst aber ist darüber nicht zugrunde gegangen. Im Gegenteil: Losgelöst vom Besitz und damit von der Politik, erwachte im 19. Jahrhundert das Ideal des rein religiösen Bischofs und das Ideal der kirchlichen Einheit mit dem engen Anschluss an Rom, und je mehr die äußeren Hilfsmittel und Gewaltmöglichkeiten für die Kirche wegfielen, desto mehr versuchte und erreichte es die Kirche, „*die inneren Kräfte des Katholizismus zu entbinden und fruchtbar zu machen.*“ (Lortz). In einer Frage aber, die im 3. Reich oft zur Sprache kam und auch heute wieder von kommunistischer und sozialistischer Seite propagandistisch aufgezogen wird, in der Frage der staatlichen Zuschüsse an die Kirche, verharren

¹⁴³ GÖRRES, Joseph: Eine Auswahl seiner Schriften. Hamburg, o.J., S. 92-93.

wir nüchtern und entschieden auf dem historisch unanfechtbaren Tatbestand des uns angetanen Unrechts. Es ist schon so, wie es der Erbgraf von Waldburg-Zeil in einem Kommissionsbericht des Jahres 1842 ausdrückte: „Die Kirche ist seinerzeit dem Staat als eine reiche Braut anheimgefallen, von deren Schätzen wir ohne alle Gnade lang zehren könnten, wenn sie dem wahren Eigentumsherrn nicht durch die Gewalt der Zeiten verschlossen worden wäre.“¹⁴⁴ Sollte da auch in Zukunft allzu laut von übermäßigen Forderungen der Kirche an den Staat gesprochen werden, so wird die Antwort der Kirche immer im Sinn jener Worte sein dürfen, die Kardinal Faulhaber anlässlich der Verhaftung des Pater Rupert Mayer am 4. Juli 1937 in St. Michael an die Männer von München richtete: „Die Zuschüsse des Staates an die Katholische Kirche und die konkordatsmäßigen Gehälter der Bischöfe sind nur eine Abschlagszahlung für das, was der (bayrische) Staat in der Säkularisation den geistlichen Fürstentümern und den Klöstern weggenommen hat. Der Staat gebe der Kirche die Grundstücke und Gebäude und besonders die ausgedehnten Waldungen zurück, die er in der Säkularisation der Kirche geraubt hat, und wir verzichten auf alle staatlichen Zuschüsse und alle Gehälter.“¹⁴⁵

Wenn man bis in die neueste Zeit behauptet hat, ohne die Aufhebung der Klöster und ihrer Schulen wären die gesunden und wertvollen Errungenschaften der Aufklärung niemals in breiter Form zum Durchbruch gekommen, so hat die neuere Forschung diese These als unrichtig erwiesen. Die Theologie hat sich schon vor der Säkularisation in den Klöstern von scholastischer Manier und enger Kasuistik mehr und mehr freigemacht und war näher an die Quellen des Glaubens, an die Hl. Schrift und die Kirchengeschichte, herangerückt. Aber auch in den profanen Fächern stand man auf der Höhe der Zeit und war man praktisch und lebensnah. Die neu aufblühenden Naturwissenschaften wurden besonders gepflegt; manche Klöster richteten Naturalienkabinette nach wissenschaftlichen Grundsätzen ein (Banz), einige waren regelrechte Gelehrtenakademien, wie St. Blasien und St. Emmeran und Banz. Über die Schule in Schussenried sind wir besonders gut unterrichtet. „*Was da getrieben und geboten wurde in Naturlehre, Rechnungskunde, Heimatkunde, Bürgerkunde*

¹⁴⁴ STÄRK, a.a.O., S. 15.

¹⁴⁵ BOESMILLER, Franziska: P. Rupert Mayer SJ. München (Schnell&Steiner), 1946. S. 72f.

nötigt Achtung ab und mutet fast neuzeitlich an. Man merkt auch überall, selbst in fremdsprachlichen Stoffen, den pädagogischen und lebenskundlichen Einschlag.“¹⁴⁶ Nicht umsonst ist der schönste Raum neben der Kirche – nicht etwa der Speisesaal, wie man nach böswilligen Kritikern annehmen möchte – immer die Bibliothek. Mönche, die so arbeiteten, bauten und wirtschafteten, hätten auch in einer verwandelten Welt – wie sie in den vorausgehenden Jahrhunderten so oft bewiesen – ihre Kulturaufgabe positiv gemeistert. Und vielleicht wären wir glücklicher geblieben, wenn das deutsche Leben in diesem historisch gewachsenen und ständisch gegliederten Reich, stark in der Einzelbildung und geeint durch die Idee, weitergeflossen wäre. Zur großen Staatenbildung, zum Reich Bismarcks und Hitlers wäre es dann freilich nicht gekommen. Ob wir damit viel versäumt hätten? ||07||

Neben dieser äußeren Wandlung, die durch die neue Zeit heraufgeführt wurde, steht nun aber als noch ernstere und bedrohlichere Gefahr der Angriff der Aufklärung auf das Innere, auf die geistige und übernatürliche Gestalt der Kirche, und diese Gefahr wirkte sich gerade nach der Säkularisation erst voll aus. Zur wirtschaftlichen Schwächung trat die innenpolitische: Vor 1803 hatte z. B. im Reichstag der Fürstenrat 55 katholische und 42 protestantische Stimmen gezählt, nachher waren es 53 katholische und 76 protestantische; im Deutschen Bund (nach 1814) waren es 70 protestantische neben 19 katholischen.¹⁴⁷

Wie im Reich im Großen, so lagen in dem neuen Königreich Württemberg die Dinge im Kleinen. Seit 1806 und 1810 stand das ganze katholische Oberland unter der Oberhoheit des protestantischen Königs – es gab keine immediaten Fürstentümer und Herrschaften mehr. Nun hatten zwar, seit Herzog Karl Alexander 1733 konvertiert hatte, bis 1797 katholische Regenten das Land regiert; aber einmal waren sie bis in ihre persönliche Kulturausübung vonseiten des protestantischen Landes in ihrer Religionspolitik genau festgelegt, besonders aber war unter der Regierung des despotischen Herzogs Karl Eugen (1744-1793) an seinem Hofe die Aufklärung das große und alles bestimmende Schlagwort. Er umgab sich mit einem Kranz von Hofkaplänen – meist mit ihrem Beruf innerlich zerfallene Mönche, wenn auch teilweise hochbegabt und persönlich unbe-

¹⁴⁶ WILLBURGER, FDA 28, 1927, 278.

¹⁴⁷ WETZEL, Johann Nepumuk: Geschichte der katholischen Kirche in Schwaben-Hohenzollern. II. Teil. Bühl (Baden), 1931, S. 333.

scholten – und mit diesem Kollegium führte er an seine Hofkapelle nach Art eines absoluten Herrn seine religiösen Neuerungen durch. Vor allem ging es um die Einführung der Muttersprache im Gottesdienst: Bis auf den Kanon wurde alles deutsch gebetet. Die Predigt sollte dogmenfrei sich nur auf ein „praktisches Christentum“ beziehen (Positives Christentum!) und überhaupt den Vorzug vor dem kultischen Teil des Gottesdienstes haben. Ein Liederbuch wurde zusammengestellt: *W e r k m e i s t e r*, der führende Geistliche am Hofe, entnahm sie samt und sonders dem protestantischen Liedgut. In dem Bestreben, Toleranz zu üben, nur das gemeinsame und verbindende der Konfessionen zu betonen, gab man praktisch in Dogma und Kultus Stück um Stück wesentlicher Kirchlichkeit preis. Abgesehen davon, dass ein Teil dieser Hofgeistlichen ihre aufgeklärten Theorien, in denen sie vor allem auch die Unfehlbarkeit des Papstes, den Zölibat, die Verehrung der Heiligen und das „*finstere Mönchtum*“ angriffen, schriftstellerisch verbreiteten, hatte ihre damalige Tätigkeit in der Hof-Oase von Stuttgart zunächst ja noch keine entscheidende Bedeutung.¹⁴⁸

Aber später, nach der Säkularisation, ging ihre Saat auf. Seit 1797 ||08|| herrschte wieder ein protestantischer Regent, Friedrich I. Und als es nun galt, das katholische Oberland möglichst schnell und möglichst straff unter die staatliche und königliche Gewalt zu stellen, was lag da näher, als wieder jene Männer heranzuholen, die durch Wort, Schrift und Tat bereits die Gewähr gegeben hatten, dass sie diese Aufgabe im Sinn der aufgeklärten Staatsomnipotenz lösen würden. 1807 wurde Werkmeister Geistlicher Rat, 1808 geadelt für seine Verdienste um die neue Kirchen- und Schulordnung und seit 1816 wirkte er dann führend im Kirchenrat. Zusammen mit *W e s s e n b e r g*, der 1802 mit 28 Jahren Generalvikar des Bistums Konstanz geworden war und die Ideen der Aufklärung im bereits zerfallenden Bistum durchzusetzen versuchte, gehört er zu jenen „katholischen Ratgebern“, von denen Kardinalstaatssekretär Consalvi sagte, sie wirkten „*weit nachteiliger als die Protestanten*“.¹⁴⁹ Wessenberg, mit dem Werkmeister befreundet war, steht in durchaus hellerem Licht vor uns. „*Die Lauterkeit seiner Gesinnung und seiner Absichten steht außer Zweifel, und die Feinheit seines Wandels blieb über*

¹⁴⁸ VEIT, 311; anders SÄGMÜLLER, J. B.: Die kirchliche Aufklärung am Hofe des Herzogs Karl Eugen von Württemberg. Freiburg, 1906.

¹⁴⁹ SÄGMÜLLER, a.a.O., 35.

jeden Tadel erhaben. Er wollte die Kirche auf die Höhe des Jahrhunderts heben, von deren Wert und Segen er aufrichtig überzeugt war.“¹⁵⁰ Vor allem galt darum sein Augenmerk dem Theologennachwuchs, dem Seminar in Meersburg. Aber auch dem bereits im Amt befindlichen Klerus widmete er seine ganze Aufmerksamkeit. In den alten Isnyer Kapitelsakten (jetzt in Urlau) befindet sich ein Schreiben (handschriftlich) aus dem Jahre 1803 an die Kapitelsgeistlichen – ein Visitationsrezess. In flüssigen, schöngeformten Sätzen geschrieben, lässt der Rezeß so recht sein Seelsorgerideal vor den Lesern erstehen und bringt uns alles Gute, aber auch alles Farblose und Verwässerte des aufgeklärten Katholizismus zum Bewusstsein. Fortschritt solle erzielt werden! „Wenn die Apostel und die ältesten Kirchenlehrer den Eifer der ersten Christen zu höheren Fortschritten aufmunterten, um wie viel mehr wird es unsere Pflicht sein“, den „billigen Forderungen unseres Jahrhunderts“ zu genügen. „Die reinste Tugend und die lebhafteste Liebe zur Wahrheit“ zu erlangen, sei ihre erste Pflicht. „Eine edle Anstrengung mit Entsagung des engherzigen Eigennutzes und der einschläfernden Bequemlichkeit ist mithin für uns alle hohe Pflicht.“ Unter den Einzelermahnungen steht bezeichnenderweise als erstes die Predigt und Katechese. Sie ist für ihn der „wichtigste Teil der Seelsorge.“¹⁵¹ Vor allem(!) auf den Vortrag sollten die Herren allen Fleiß verwenden. „Das Christentum will mit Rührung und Salbung, mit Nachdruck verkündet werden.“ Dann erst ist die Rede von der Ausarbeitung und dem Studium. Nachdem er in hochvornehmer Weise vor dem häufigen Wirtshausbesuch gewarnt hat, spricht er von der wahren Erholung eines Geistlichen: ||09|| „Solche Seelsorger finden diese Erholung ... bald in einem angenehmen Spaziergang, bald in geistreichen und belehrenden Gesprächen mit ihren Mitbrüdern, bald in Betrachtung der herrlichen Schöpfung Gottes, vorzüglich aber in einer weisen Abwechslung solcher Beschäftigungen, die dazu gemacht sind, den Verstand und das Herz zweckmäßig (?) auszubilden, die Grundsätze der Wahrheit zu befestigen und den Mut und Eifer für das Gute zu beleben“ – alles schön, aber alles nur „natürlich“ und „vernünftig“!

Wessenberg hat in der Tat „einen neuen Typus des katholischen Priesters geschaffen, der bis tief in das 19. Jahrhundert im alemannischen

¹⁵⁰ SCHNABEL, Franz: Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert. Freiburg, 1929-1937. Band 4. S. 13f.

¹⁵¹ Ebenda.

Gebiet fortgelebt hat. Diese Wessenbergianer waren weitherzige, vornehme und weltgewandte Geistliche, die im städtischen Bürgertum erfolgreich für den katholischen Gedanken wirken konnten; aber auf den meisten Pfarren draußen auf dem Lande waren sie nicht am Platze und fühlten sich in einer Umgebung, die ihrer Bildung und Eigenart unangemessen war.“¹⁵² Aus den Pfarrakten und lebendiger Überlieferung lassen sich auch für unser Oberland reichlich Pfarrgestalten dieser Wessenbergischen Prägung herauschälen: Stille, versöhnliche, unbedingt tolerante Herren, die auch einmal Arm in Arm mit dem protestantischen Amtsbruder durchs Städtchen spazierten, meist eifrig im Wohltun, für Wirtschaftsfragen und Dinge der Hygiene sehr interessiert, in pastoralen und liturgischen Dingen sehr weitherzig, gewandt im Schriftverkehr und akkurat gegenüber den Staatsbehörden, worin sie manchmal eher durch ein Zuviel sündigten (... wie Stadtpfarrer Lichtenstein von Weingarten, der den Honoratioren der Stadt die Hl. Hostie mit den Worten reichte: „Der Leib unseres Herrn Jesu Christi bewahre Ihre Seele, Herr Stadtschultheiß, zum ewigen Leben!“¹⁵³

Das Fehlen kernkatholischer Geistlicher war nun aber für unser Oberland umso tragischer, als das neue Königreich auch ohne Bischof war, die Beeinflussung von Konstanz her aber vom Staat unterbunden wurde. Die Regierung setzte nun soviel durch, dass in Ellwangen ein Generalvikariat errichtet wurde, dem man aber zur „Wahrung der Souveränitätsrechte“ einen „Königlich katholischen Kirchenrat“ überordnete. Regisseur des Kirchenrates war lange Jahre Benedikt von Werkmeister, und dahinter stand der auch in kirchlichen Fragen despotische König. Kein Wunder, dass die „Wahrung der Souveränitätsrechte“ auf Gebiete übergriff, die mit dem Staat gar nichts mehr zu tun hatten. Ganz im Geist und Stil Josephs II. regierte der Kirchenrat in alles und jedes hinein, besonders aber ging Werkmeister daran, seine wichtigsten Ideen, die er in seinen Schriften niedergelegt hatte, nunmehr zu verwirklichen. Wir wundern uns nicht, wenn nun im Namen des Staates Vorschriften ergehen wie: *„Der Rosenkranz und das Salve werden durch den deut-||10||schen Vespergesang und durch das Vorbeten des Priesters als überflüssig wegfallen. ... Da an den Werktagen kein feierlicher Gottesdienst statthaben kann und die Arbeit und die Erfüllung der Berufspflichten statt des Kirchen-*

¹⁵² SCHNABEL, a.a.o., S. 14.

¹⁵³ Vgl. darüber HAFNER, RMS 18, 1934/35, Heft 1-8.

gehens gilt, so sind die Werktagspredigten in der Fastenzeit zu unterlassen.“ Weitere Vorschriften betreffen: Taufe mit laulichem Wasser (1807), allgemeines Verbot nächtlicher Gottesdienste (1809), Opfertgänge (1810), Wallfahrten nach auswärts (1812), Wachen und Beten bei Leichen verboten (1817) usw. Unter dem Druck des Kirchenrates muss dann auch das Generalvikariat, seit 1816 in Rottenburg, in die gleiche Trompete blasen, was sich anfangs umso eher bewerkstelligen ließ, da Generalvikar Keller wie auch seine ersten Kapitulare im Geist der Aufklärung herangewachsen waren. So erfolgte 1826 vom Generalvikariat das Verbot der Weihnachtsskripen, der Pfingsttaube, der Himmelfahrts-Aufzüge, der theatralischen Vorstellungen bei den hll. Gräbern u.a.

[Am 20. Mai] 1828 bestieg Johann Baptist Keller als erster Bischof den Thron der neugebildeten Diözese. Mit der kirchlichen Erhöhung verband sich aber keineswegs eine gefestigtere Stellung gegenüber dem Staat, obwohl Keller das Unhaltbare der bisherigen Lage klar erkannte und sich ehrlich und redlich bemühte, die beiderseitigen Grenzen gerecht abzugrenzen.¹⁵⁴ Kirchenrat und die ‚Aufklärer‘ innerhalb des Ordinariats vermochten es, ihn 1837 zur Proklamierung der ‚Neuen Gottesdienst Ordnung‘ zu veranlassen. Hier feierten die Gedanken Wessenbergs und Werkmeisters offenkundig ihren Triumph. Wenn auch manches mit Recht abgeschafft wurde, so ist die Verordnung als Ganze doch ein roher Eingriff in die Frömmigkeit und Gläubigkeit des Volkes gewesen. Neben manchem Guten, das inzwischen längst bei uns eingebürgert ist, wie dem deutschen Kirchengesang, Kommunion während der Hl. Messe, stehen Vorschriften, die das katholische Volk im Herzen trafen, weil es um Jahrhunderte alte, dem schlichten und guten Volk vielsagende und vielschenkende Gewohnheiten und Frömmigkeitsübungen ging: Kirchentüre während der Predigt schließen (die Pfarrer, die es in unserer Zeit versuchten, können ein Liedlein darüber singen!), Abschaffung der Figuralmusik, kein Rosenkranzgebet während der Messe, kein Opfertgang mehr während der Messe, keine Betstunden mehr außer früh vor der Messe (arbeiten!), Verminderung der Feiertage, Patrozinium am nachfolgenden Sonntag, Abschaffung der Mitternachtsmesse an Weihnachten, Bittgänge nur auf eine Stunde Entfernung, Öschprozession am Pfingstmontag, Verbot aller Aufzüge und Verkleidungen an Fronleichnam, Hochamt *coram Sanctissimo* nur noch an den vier Hauptfesten und am Patrozinium, in

¹⁵⁴ Vgl. STÄRK, a.a.O.

jeder Pfarrei nur noch eine Bruderschaft – ihr gemeinsames Fest Mariä-Himmelfahrt, keine Kräuterweihe, Agathabrot, Johanneswein, Osterbrot usw., keine gekleideten Heiligenbilder, keine neuen Reliquien mehr, keine Votivtafeln, Verbot von Krippen, Heiligen Gräbern, Himmelfahrtszeremonie. Am Schluss steht noch die bezeichnende Bemerkung, „dass das Volk nicht durch solche besonderen Andachten von dem ordentlichen Pfarrgottesdienst, so wie insbesondere auch an Werktagen nicht zu sehr von der Berufsarbeit und treuen Erfüllung der Standespflichten, in welchem eben der wahrste religiöse Sinn sich im Leben darstellt, abgezogen werden möge.“

II. Der Alte Glaube

Der Kampf des Katholischen Volkes gegen die Aufklärung

Der Bischof hatte nachgegeben, die Geistlichen fügten sich oder wirkten gar überzeugt mit – aber das lebendige, im Glauben lebende und das Leben gestaltende Kirchenvolk empfand es mit sicherem Glaubenssinn, dass hier etwas nicht mehr in Ordnung war – und setzte sich zäh und erfolgreich zur Wehr. Schon die Aufhebung der Klöster hatte das Volk allenthalben mit tiefem Schmerz mit ansehen müssen.¹⁵⁵ Als dann der Kirchenrat entgegen den schönrednerischen Religionsedikten von 1803 und 1806, in denen den neuen katholischen Untertanen alle Toleranz und Gerechtigkeit zugebilligt wurde, grob und gewalttätig ins katholische Leben und Brauchtum hineinregierte, war sich das Volk gleich klar, dass hier trotz des katholischen Samens eine ganz und gar unkatholische Einrichtung fungierte. „Das Wesen dieser staatlichen Behörde war ihm zuwider.“¹⁵⁶ Da die bischöfliche Behörde wie die Geistlichkeit durch mehrere Jahrzehnte nicht die Kraft zum entschiedenen Widerstand fand, ja selbst in Aufklärungsideen steckte, blieb dem treuen katholischen Volk zunächst nur der Weg des passiven Widerstandes. Vollends als die neue Gottesdienstordnung herauskam, – da machte es einfach nicht mehr mit! In diesem Widerstand, der ein Ruhmesblatt für unser oberschwäbisches Land bleibt, stand es allein. Dass es ihm nicht gut ging, bestätigt selbst Napoleon, der 1810 dem badischen Ministerium mit drohenden Worten erklären ließ, er werde die Behandlung der Katholiken als „Heloten“ wei-

¹⁵⁵ ERZBERGER, Matthias: Die Säkularisation in Württemberg. Stuttgart, 1902, S. 81.

¹⁵⁶ STÄRK, a.a.O., S. 30.

terhin nicht dulden.¹⁵⁷ Noch 1832 verlautet eine Stimme aus Paris – im Land selbst durfte ja nicht frei geschrieben werden! – das brave katholische Volk, das fest an seinem Glauben halte, sei in Wirklichkeit im Stich gelassen.¹⁵⁸ Gegen die Einführung der ‚Neuen Gottesdienstordnung‘ leistete es passiven Widerstand. Selbst die Pfarrer, die für die Neuordnung eintraten, konnten sich nicht durchsetzen. Zum Teil ignorierte man die Anordnungen, zum Teil umging man sie, Petitionen und Bittschriften gingen nach Stuttgart und Rottenburg. ||12||

Ja, es wurde so unruhig im Ländchen, dass bereits ein Jahr nach dem Erlass der ‚Königlich katholische Kirchenrat‘ sich in einer Verordnung vom 10. August 1838 scharf gegen die unbefugte Einmischung der Gemeinde in die Gottesdienstordnung wenden musste. Es sei ihm zur Kenntnis gekommen, dass gegen die Einführung der allgemeinen Gottesdienstordnung in einzelnen Gemeinden auffallende Umtriebe, ungesetzliche Gemeindeversammlungen, insbesondere aber unbefugte Einmischung und Beschlussfassung von Seiten der Gemeindebehörden als solchen, sowie eigenmächtige Störung des Gottesdienstes durch einzelne stattgefunden habe; solch tumultuarisches Verfahren dürfe keinesfalls geduldet werden. Rottenburg sah ein, dass es eine unhaltbare Lage geschaffen hatte. So erließ Bischof Keller bereits am 28. Dezember 1858 die „Modifikationen“, in denen er grundsätzlich am Erlass festhielt, aber soviel Hintertüren öffnete, dass sich fürs Erste die Erregung legte. Gleichwohl drang die Neuordnung nicht durch, so scharf auch die Dekane für Überwachung und Durchführung verantwortlich gemacht wurden. Sobald deshalb der Nachfolger Kellers, Bischof Joseph L i p p, der Kirche in Württemberg größere Freiheit erkämpft hatte, wurde sie aufgehoben. In dem Hirtenschreiben vom 11. Januar 1859 heißt es: Da *„diese Verordnung ... alsbald nach ihrem Erscheinen ob der ungeneigten und schwierigen Stimmung, welche ihr sehr vielfach begegnete, allgemeine Modifikationen ... notwendig machte“* und da sie *„faktisch der wirkliche Ausdruck des in Unserer Diözese bestehenden gottesdienstlichen Wesens nicht ist“* und nur dazu dient, *„den gottesdienstlichen Bestand in Unserer Diözese nach außen hin in einem falschen Lichte erscheinen zu lassen, erklären wir nunmehr wie folgt: Die Verordnung vom 5. Juni 1837 ... ist*

¹⁵⁷ ERZBERGER, a.a.O., S. 139.

¹⁵⁸ LÖSCH, Stephan: Die Diözese Rottenburg im Bilde der öffentlichen Meinung: 1828-1840. In: RMS 11, 1927/28, S. 59-72.

aufgehoben“ und „in jeder Pfarrgemeinde ist die daselbst bestehende gottesdienstliche Ordnung genau und unverändert bis auf weiteres fortzuführen.“

Damit hatte das gläubige Volk gesiegt (Bedeutung des im Glauben lebendigen Kirchenvolks innerhalb der Kirche!). Mit Recht konnte der letztgenannte Erlass hinweisen auf die „letzten zehn Jahre, da das kirchlich-religiöse Leben in immer tieferen, reichhaltigeren und positiveren Entwicklungen sich ausgestaltete.“ Durch den tiefaufwühlenden Einfluss Johann Adam M ö h l e r s, des Tübinger Dogmatikers, war neuer Geist in die junge Geistlichkeit eingezogen, die kirchenpolitischen Vorgänge am Rhein und in Westfalen rüttelten die katholischen Herzen auch im Süden wach, der Geist der Romantik weckte wieder den Sinn für die Tiefe des Geheimnisses und die Schönheit des geschichtlich Gewordenen. Eine neue Zeit war angebrochen, die dem treuen katholischen Volk unendlich dankbar war, dass es ihr so viel Echtes und Inniges aus der Glaubensübung der alten Zeit herübergerettet hatte. „Jetzt preisen wir uns glücklich“, ||13|| schrieb schon 1846 Professor Hefele, der nachmalige Bischof, „dass diese Zeiten vorüber sind und nur noch wenige unserer Theologen in den Fesseln des geistesarmen, kalten und flachen Rationalismus gefangen sitzen, ohne Einfluss auf ihre Zeit zu gewinnen.“¹⁵⁹

Dass die jüngere Generation im Klerus in diesem Kampf auf der Seite des treu katholischen Volkes stand, beweist z. B. das Vorgehen des jungen, erst dreißigjährigen Pfarrers Schobinger von Eisenharz im Jahre 1842. Schobinger war zuvor zwei Jahre, von 1837-1839, Repetent in Tübingen, ein ausgezeichneter Geistlicher, wie ihm auch von höchster Stelle bestätigt wurde. Er sandte an das Ordinariat eine Bittschrift des Inhalts: *Er selbst wie auch das Kirchenvolk seiner Gemeinde sei im Gewissen beunruhigt, ob sie nach der neuen Gottesdienstordnung noch ihren religiösen Verpflichtungen genügen könnten. Er bitte vor allem um fünf Ausnahmen: (1) dass auch weiterhin an den Werktagen der Fastenzeit das Allerheiligste ausgesetzt würde, (2) dass die Betstunden am Karfreitag belassen würden, (3) dass die beliebte Wettermesse bleibe und der Rosenkranz dabei gebetet werden dürfe, (4) dass die Rosenkranzbruderschaft die althergebrachten Monatssonntage und Marienfeste mit Hochamt vor ausgesetztem Allerheiligsten und [mit] Prozession hal-*

¹⁵⁹ STÄRK, a.a.O., S. 77.

ten dürfe, da die Mitglieder ernstlich bangten, ob sie überhaupt noch die Bedingungen zur Gewinnung der Ablässe und Gnaden erfüllten, wenn sie sich an die neue Ordnung hielten, (5) dass ihnen das Rosenkranzfest als Titularbruderschaftsfest verbliebe. Schobinger berichtet weiter: Er habe gegenwärtig einen sehr schweren Standpunkt; die Leute gingen an den Hochfesten vielfach ins Bayrische, da sie der neuen Ordnung misstrauten. Dort bekämen sie es auch immer wieder zu hören: „Euch macht man alle noch lutherisch!“

Dem Bittgesuch legte der Dekan ein Begleitschreiben bei, worin er ausführt, dass „*der reinste Seeleneifer, strenge Katholizität, die ins Buchstäbliche geht*“ Pfarrer und Gemeinde zu dieser einmütigen Bitte veranlasst hätten. In den Nachbargemeinden (wo ältere Herren waren!) habe er Wünsche dieser Art bei den Visitationen nicht vernommen; nur folgendes hätten alle Gemeinden gewünscht: *dass das hochwürdigste Gut nicht erst nach der Kommunion, sondern von Anfang der Messe bei den Wettermessen ausgesetzt würde und dass wenigstens an den Fastenfreitagen das Allerheiligste ausgesetzt werden dürfte.* Aus allem merke er, dass Pfarrer Schobinger „*es nicht unternimmt, seine Pfarrgenossen in Sachen der Gottesdienstordnung zu Gunsten dieser zu belehren, sich deshalb vielmehr passiv verhält, und dass er es scheuet, eine kräftige Gegenvorstellung zu machen, sich vielmehr zu Aufnahme und Vorlage der Bitten alsogleich willfährig zeigt.*“¹⁶⁰

Die Antwort Bischof Kellers entfiel denn auch nach dieser Richtung: Man könne ||14|| keine Ausnahmen machen im Hinblick auf „*die Missstände, welche sich durch einzelne Konzessionen und Abweichungen ergeben müssten.*“ Der Pfarrer möge sich beeifern, „redliche Gemüter durch Belehrung – das große Allheilmittel der Aufklärung! – in Ernst und Liebe zu beruhigen und günstiger für die allgemeine Ordnung zu stimmen, was ihm bei dem Vertrauen, welches er bei seiner Pfarrgemeinde genießt, wohl gelingen wird.“ (14. Oktober 1842). – Die gleiche Antwort erhielt auch die Stadt- und Landgemeinde Wurzach am 15. Januar 1839 auf das Bittgesuch, die gestifteten Donnerstagsämter beibehalten zu dürfen.¹⁶¹

¹⁶⁰ Dekanatsakten

¹⁶¹ Pfarrakten

„Neue Zeit und alter Glaube“!

Es wäre nun falsch, zu glauben, dass nach Überwindung der überspannten Aufklärungsbestrebungen der Katholizismus in der alten und oft eben doch überalterten Form wieder dagestanden wäre. Jeder Kampf verjüngt die Kirche. Die Aufklärung „*war der Schmelztiegel für den deutschen Katholizismus, durch den er hindurch musste*“¹⁶²; sie hat auch bei uns „*viele morsche und überlebte Zustände beseitigt. Sie hat den vielfach verknöcherten Studienbetrieb einer entarteten, mit fremdartigen Elementen vermischten Scholastik und Kasuistik überwunden und überhaupt das Schulwesen ausgebreitet und verbessert; sie hat den Aberglauben erfolgreich bekämpft, das katholische Denken von der Vergangenheit auf die Gegenwart gelenkt, die Laienwelt gehoben und zur Arbeit an der Kirche herangezogen.*“¹⁶³ Durch die Säkularisation aller äußeren Machtstützen entblößt, besann sich die Kirche auf die Entfaltung der unvergänglichen inneren Kräfte, und im Angriff der offenbarungs- und dogmenfeindlichen Aufklärer ging sie daran, sich die geistigen Verteidigungswaffen zu schaffen und zu erweisen, dass das Wesentliche in Glauben und Theologie auch den letzten Ergebnissen jeglicher Wissenschaft gegenüber unantastbaren Bestand hat. Ohne diese gewaltige Leistung der Kirche gegenüber der Aufklärung, aus der dann der große Leo XIII. in seinen gewaltigen und hochmodernen Enzykliken das Fazit zog, würde die deutsche Kirche vielleicht im 20. Jahrhundert das Schicksal der orthodoxen Kirche erlitten haben: Wir brauchten nur mehr zu kämpfen, die Waffen lagen bereit!

Und kämpfen und eintreten müssen wir für Glaube und Kirche! – „Neue Zeit und alter Glaube“: das ist eigentlich das kirchengeschichtliche Thema eines jeden Jahrhunderts. Jahrhundert um Jahrhundert haben wir in diesem abgelaufenen Halbjahr die Geschieke der Kirche in unserer oberschwäbischen Heimat verfolgt. Große und glückliche Zeiten, schwere und dunkle Zeiten, Zeiten, in denen Menschen sich bewährten, und solche, in denen sie versagten: Alle Zeiten hat die Kirche überdauert in der Gotteskraft, die in ihr lebt. In jedem Jahr-||15||hundert und in jeder Lage aber haben wir auch das erhebende Bild geschaut, wie die Männer am

¹⁶² WUST bei Veit, S. 245.

¹⁶³ SCHNABEL, a.a.O., S. 11ff. und vgl. BIHLMAYER, K.: Kirchengeschichte. Dritter Teil: Die Neuzeit und die neueste Zeit. Paderborn, 1938, Bd. III, S. 241.

besten und nachhaltigsten der Heimat dienten, die am treuesten zur Kirche der Väter standen.

Diese Kirche Jesu Christi, die als goldene Sonne über dem eineinhalb Jahrtausend oberschwäbischer Geschichte leuchtet, strahlt auch in der harten und fast ausweglosen Stunde der Gegenwart über unseren Fluren und Häusern, über unserem Tun und Sorgen, über unserm Hoffen und Bangen. Neue Zeit und alter Glaube! So schwer und dunkel die neue Zeit ist, der „alte Glaube“, der [sich] tausendfach bewährte, diese „Kraft aus Gott, für jeden, der glaubt“ (Röm 1), ist stark und groß genug, auch in diesen Tagen uns und die Heimat zu halten und zu retten, wenn wir aus ihm leben, arbeiten, kämpfen.

Wenn alles bricht,
G O T T verlässt uns nicht –
Größer als der Helfer
ist die Not ja nicht.¹⁶⁴

¹⁶⁴ P. Reinhard KEMPTER hat das Datum 06.06.1947 am Ende des 9. Vortrages notiert – vermutlich das Datum der Fertigstellung.

Kirchliche Heimatgeschichte

Kempters Literaturverzeichnis [Hier in alphabetischer Ordnung]:

BIHLMAYER, Karl: Kirchengeschichte. Dritter Teil: Die Neuzeit und die neueste Zeit. Paderborn, 1938.

ERZBERGER, Matthias: Die Säkularisation in Württemberg: Stuttgart, 1902.

HAGEN, August: Staat und katholische Kirche in Württemberg in den Jahren 1848-1862. (Kirchenrechtliche Abhandlungen, 105.-108. Heft). Stuttgart, 1928.

HEFELE, Karl Joseph von: Geschichte der Einführung des Christentums im südwestlichen Deutschland, besonders in Württemberg. Tübingen, 1837.

LORTZ, Joseph: Geschichte der Kirche in ideengeschichtlicher Betrachtung. Münster, 1937.

RAUSCHER, Julius: Württembergische Reformationgeschichte. Stuttgart, 1934.

SÄGMÜLLER, J. B.: Die kirchliche Aufklärung am Hofe des Herzogs Karl Eugen von Württemberg. Freiburg, 1906.

SCHNABEL, Franz: Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert. Band 4: Die religiösen Kräfte. Freiburg, 1937.

STÄRK, Fr. (Herausgeber): Die Diözese Rottenburg und ihre Bischöfe. Stuttgart, 1928.

VEIT, Ludwig Andreas: Die Kirche im Zeitalter des Individualismus. Freiburg, 1931.

WELLER, K.: Württembergische Kirchengeschichte. Leipzig, 1909 und öfter.

WETZEL, Johann Nepumuk: Geschichte der katholischen Kirche in Schwaben-Hohenzollern. II. Teil. Bühl (Baden), 1931.

WILLBURGER, August: Die Säkularisation und die Aufhebung der Prämonstratenserklöster in Württemberg. In: Freiburger Diözesanarchiv (FDA) XXVIII (1927), 259 ff.

* * *

DAS

Dokumentation von
Archivmaterial der
Salvatorianer

Archive der Salvatorianer in München und Rom

Bd.:	Autor und Titel:	Datum:
1	Ruhrmann, Manfred: Verdichtetes Wort (Eine Gedichtesammlung – sein Lebenswerk)	Berlin, 2007
2	Schmitz, Ewald: Dokumentationen	Berlin, 2007
3	Branz, Friedbert: Das Kirchenbewusstsein als Verpflichtungsgrund des sittlichen Wandels bei Paulu	Berlin, 2008
4.1	Unterberg, Reinhold: Konsequent in der Nachfolge I (Eine Dokumentation seiner Korrespondenz und seiner persönlichen Unterlagen)	Berlin, 2008
4.2.	Unterberg, Reinhold: Konsequent in der Nachfolge II (Eine Dokumentation von Erinnerungen!)	München, 2011
4.3	Overmann, Michael: „Trotzdem ... – Das Leben des P. Reinhold Unterberg SDS“	München/ Rom, 2012
5.1+2	Prentke, Franz: Teil 1: In Bild und Wort I (Bilderkatalog in zwei Teilen!) Teil 2: In Bild und Wort II (Textsammlung!)	Berlin, 2009 München, 2014
6.1	Chronik des Salvator-Kollegs Klausheide Abschrift der handgeschriebenen Chronik durch Mitarbeiter des Salvator-Kollegs Klausheide	München, 2014

P. Reinhard Kempter SDS

6.2	Overmann, Michael (Hg.) Klausheide 1915-1945 30 Jahre Kollegs-, Ordens- und Sozialgeschichte	München, 2015
7	Kempter, Reinhard: Kirchliche Heimatgeschichte Vortragsreihe für die Kolpingsfamilie Bad Wuzrach 1946-1947	München, 2018
8	Overmann, Michael (Hg.) „Das ist das ewige Leben“ Farben einer salvatorianischen Spiritualität	München, 2018